This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

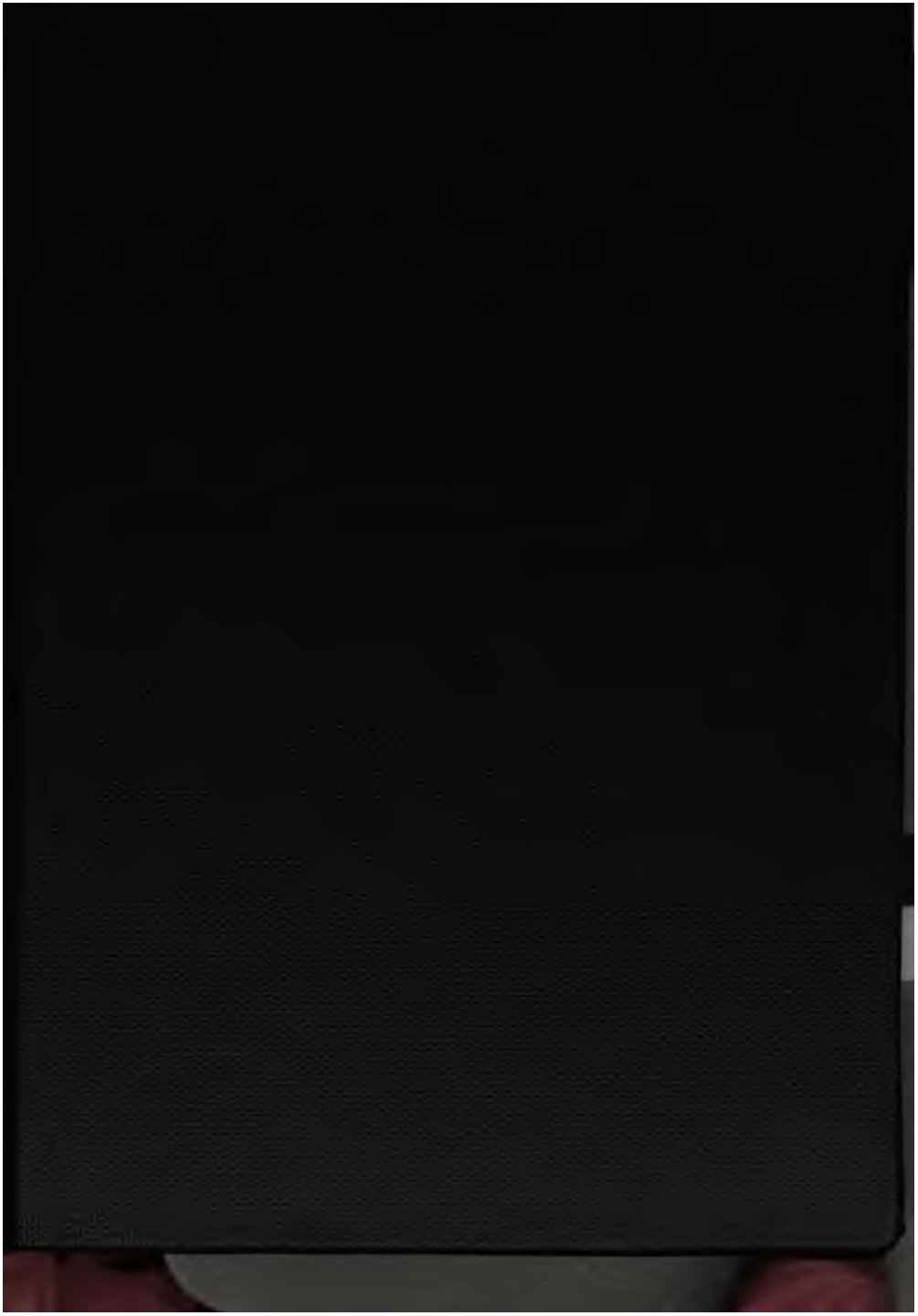
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



70 25622

Erinnerungen

von

Rosa von Gerold

Erinnerungen

von

Rosa von Gerold

Buchhandlung von

Marie Egner und Eduard [illegible]

Kommissionsverlag von [illegible]

Erinnerungen

von

Rosa von Gerold

Buchschmuck von

Marie Egner und **Eduard Zetsche**

Wien

Kommissionsverlag von Karl Geralds Sohn, I., Barbaragasse 2

1908

Buchdruckerei Carl Gerold's Sohn in Wien, VIII., Hamerlingplatz 10.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Jugendeindrücke. Waltershauſen in Thüringen	1
Schillers letzter Enkel	21
Abende bei Schliemann	27
Ein holländiſches Haus	37
Der Blumenſtrauß	45
Drei Feſte in Korfu	51
I. Das Spiridionsfeſt in Korfu	53
II. Griechiſche Oſtern	59
III. Ein griechiſches Kirchweihfeſt	65
Eine Landpartie im Regen	79

▽ ▽

Vorwort.

Dieſe Blätter erſcheinen auf den im Teſtament ausgeſprochenen Wunſch ihrer Verfaſſerin.

Frau v. Gerold hinterließ eine große Anzahl teils fertiger, teils begonnener Aufſätze, Reiſeerinnerungen, poetiſcher und dramatiſcher Verſuche uſw., deren Auswahl und Zuſammenſtellung für einen kleinen Band ſie mir durch ihre letztwillige Verfügung anvertraute. Die Wahl war nicht leicht. Lieber hätte ich oft dies und jenes Intereſſante aus den Tagebüchern genommen, die ſie Jahr für Jahr konſequent fortführte, als einzelne zum Druck wohl beſtimmte, aber für den Druck noch nicht reife Aufſätze, welche ihrem Inhalt nach zum Teil auch von der Zeit überholt waren. In den Tagebüchern finden ſich viele anmutende und für die Schreiberin ſehr charakteriſtiſche Stellen. Sie haben die ſchlichte, liebe Tonart der „Jugendeindrücke", die als erſter Abſchnitt in dieſem Büchlein ſtehen und leider nicht ſo fortgeführt wurden, daß ſie hätten benutzt werden können. Sie brechen jäh ab.

Ob sie in allerletzter Zeit geschrieben waren — und die Feder der müden Hand entsank? — Schade ist es jedenfalls, daß Aufzeichnungen in dieser Weise nicht auch die spätere Lebenszeit festhielten. Frau v. Gerold kam als Kind nach Wien, konnte also hier reichlich einen Zeitraum von sechzig Jahren überblicken. Was erlebte sie da nicht mit, besonders dann, als sie die Gattin des hochangesehenen Verlagsbuchhändlers Moriz Gerold geworden und als Herrin eines der gastlichsten Häuser Wiens mit allen hervorragenden Persönlichkeiten der Gelehrten- und Künstlerwelt in Berührung kam. Die diesbezüglichen Notizen und Schilderungen der Tagebücher konnten nicht ohne ergänzende Beifügungen herausgelöst werden. Das aber wäre etwas anderes geworden, als was die Schreiberin wollte. Und so blieb nur die Sichtung der kleinen Sachen, von denen Frau v. Gerold noch in ihren allerletzten Lebenstagen sagte, daß sie dieselben „gar so gern" für den Druck fertig geordnet wissen möchte. Sie schienen ihr besonders lieb zu sein, wie Freunde, die in einsamen Stunden, in der kühlen Abenddämmerung des Lebens kommen und eine welke Hand in den ihrigen erwärmen. Licht und Wärme brachten sie ihr aus vergangenen Sonnentagen, diese Erinnerungen, von der frühen Kindheit an, deren Heimat Waltershausen sie so innig schildert, durch ein langes, an Glück und Schönheit reiches Leben, bis zu dessen Neige, wo sie als hochbetagte Frau immer noch einen so großen Schatz an Humor, Unternehmungslust und physischer Kraft besaß, daß sie, wie in der „Landpartie im Regen" z. B. erzählt wird, eine flotte Maifahrt mit lauter jüngeren Genossen unternahm, um auf botanische Funde auszugehen, dabei stundenlang im strömenden Regen zu marschieren, und endlich im Trockenen unter gastlichem Dach, bei einem

guten Tropfen — nein, es waren nach ihrem eigenen Geständnis deren viele! — gründlich zu landen.

Bis der Stärkere, der Tod, mit seinen Vorboten auf dieses heitere Naturell die Sordinen setzte, blieb es jugendlich hell, für alles Frohe und Schöne nicht nur empfänglich, sondern selbst es noch mit Freuden spendend an alle, die der liebenswürdigen Frau nahestanden. Davon weiß ein großer Verwandten- und Freundeskreis zu erzählen. Und dieser nicht allein. Persönlich Unbekannte, Fernstehende, die durch irgend ein Etwas ihr Interesse, ihre Begeisterung weckten — wie jung war dieses Alter an Begeisterungsfähigkeit! — wurden oft durch Huldigungen, durch wahrhaft genial ersonnene Zeichen der Verehrung überrascht. Daß es dabei gelegentlich auch kleine Abenteuer gab, Verwechslungen und Verwirrungen, die fast wie hübsch gesponnene Intriguenscherze aussahen, hatte für sie, die in dergleichen Dingen immer die anmutige Heiterkeit der alten Schule, ich möchte sagen, des guten alten Lustspiels besaß, nur erhöhten Reiz. Das hörte man von Leuten, die überhaupt nicht auf solche Tonart gestimmt sind, zuweilen bekritteln, wie eine Sünde gegen die Würde des Hergebrachten. Als ob es nicht etwas Erquickendes wäre, in einem Menschen, und besonders im Alter noch, die herzhafte Weise Goethes klingen zu hören:

Wirklich ist es allerliebst auf der lieben Erde!

Die Freunde, die bei so manchem frohen Symposion die grünen Lorbeerkränze auf dem Haupt getragen und nach den gereimten Trinksprüchen der Hausfrau die Gläser zusammenklingen ließen, hatten da Gelegenheit, ein richtiges Bild von ihr zu geben und taten es wohl auch. Denn Rosa v. Gerold war in der unbefangenen und zugleich so weitherzigen Art, das Leben sich und anderen

zu ſchmücken, alles Schöne, was es ihr bot, in vollem Zuge zu genießen, eine ganze Natur, ein Menſch aus einem Guß. Nie genoß ſie allein, ſondern immer erſt recht im Mitgenießenlaſſen Anderer. Wie konnte ſie da ſchwelgen, ſchwärmen, glückſelig ſein! In Schönheit leben war der geſunde Grundzug dieſer Seele — nicht in Schönheit ſterben. Und dabei war doch nicht die mindeſte Poſe, keine Idealfexerei an ihr. Im Gegenteil. In der Erſcheinung die bürgerliche deutſche Frau, wie ſie einſt im Buche ſtand: das Haar ſchlicht geſcheitelt, ein einfaches Häubchen darüber, und Kleider, die mit dem Geſchmack der Großſtadt nichts zu tun hatten. Eine Hausfrau, die ihre guten Braten gelegentlich ſelbſt einkaufte, ſich um die Delikateſſen der Küche auf das ſorgſamſte kümmerte und in ihren alten Tagen unter viel anderem noch vorhatte, ein gutes Kochbuch zu ſchreiben. Bei all ihren Gaſtmahlen ſchöpfte ſie die Suppe hausmütterlich ſelbſt auf dem blumengeſchmückten Tiſch, was neben dem Brauch, nach beendeter Mahlzeit Roſenwaſſer in ſilbernen Gefäßen zur Erfriſchung der Hände reichen zu laſſen, oder die blonden und braunen Köpfchen der jungen Damen mit Roſen- und Kornblumenkränzen zu ſchmücken, jedenfalls eine originelle Art gaſtlicher Geſelligkeit zeigte, eine fein gemütliche, allem Konventionellen abholde, mit ſybaritiſchem Einſchlag.

Wer hätte nicht das Gefühl angenehmſten Behagens gehabt, der zur Frühſommer- oder Herbſtzeit in dem ſchönen Neuwaldegger Lindenhof zu Gaſte war, zu einem der muſikaliſchen Abende oder einer anderen geſelligen Gelegenheit, wenn das Haus lichtſtrahlend in der Einſamkeit des Waldes ſtand, und oft ſpät nachts erſt eine fröhliche Schar Heimkehrender den bereitſtehenden Stell-

wagen bestieg, der Männlein und Weiblein hübsch sicher vor ihre Haustür in der Stadt beförderte. Oder im sogenannten Winterhaus, dem späteren zweiten Wohnsitz in Dornbach, den Frau v. Gerold mit ihrer Stadtwohnung vertauschte. Wenn auf den Dächern der niedrigen alten Dornbacher Häuser der Schnee lag, in kaltem Winterduft die Wälder standen und eine wahre Dorfstille auf den verlassenen Wegen war, dann in das liebe altmodische Großmutterhaus eintreten, wo es einen hell und warm empfing, weiche Teppiche, köstliche Blumen im Salon und Speisezimmer, der herzliche Empfang aus Frau Rosas strahlenden Augen — und im Vorzimmer oft schon der leise Duft von herrlichen Dingen, die dort hinter der nahen Küchentür bereitet wurden. Wie urbehaglich war es da oft!

Wenige Wochen vor ihrem Heimgang noch war ein kleiner Kreis von Gästen bei Frau v. Gerold versammelt, unter Anderen Minister v. Hartel, der seiner Freundin dann binnen kurzem, nur um zwei Tage früher, im Tode voranging. Man war damals noch so heiter, daß die Hausfrau den Vorschlag machte, wie oft in früheren Zeiten, den Rundgesang „Lebe, liebe, singe, schwärme" anzustimmen, was nur unterblieb, weil Herr v. Hartel über den Ursprung dieses Liedes interessante Mitteilungen machte, an die sich dann ein allgemeines längeres Gespräch spann. Zu dieser Gesellschaft hatte sich auch ein Anonymus telegraphisch eingefunden, der die Hausfrau in klingenden Versen begrüßte, als — Hauptmann von Köpenick. Damals gerade durch seinen märchenhaft gelungenen Eroberungszug das Ergötzen der Welt und natürlich auch Frau Rosas, die für den Helden eines welterschütternden Schicksalshumors die lebhafteste Sympathie hatte, meldete

Erinnerungen

von

Rosa von Gerold

Buchschmuck von

Marie Egner und **Eduard Zetsche**

Wien

Kommissionsverlag von Karl Geralds Sohn, I., Barbaragasse 2

1908

er sich sozusagen als Mann des Tages in ihrem Kreise. Sie war entzückt darüber. Man las die Verse vor und rätselte nun, wer hinter dem famosen Köpenicker stecken möge. Frau Rosa blieb dabei, es müsse jemand der Anwesenden sein. Da aber niemand sich zu den Versen bekennen wollte, setzte sie sich noch spät am Abend, als die Gäste fort waren, hin und schrieb unverweilt an den Köpenicker, respektive an dessen vermutlichen Hintermann, ein Antwortgedicht folgenden Inhalts:

Dem berühmten Hauptmann.

Jetzt könnt Ihr bei Euern vielen Talenten
Auch noch schön gereimte Telegramme entsenden?
Herr Hauptmann, Ihr seid ein Tausendsassa!
Ganz Bewunderung stehen wir vor Euch da.

Nehmt für Euern Gruß unsern schönsten Dank!
Stammt Ihr etwa gar von der Schusterbank,
Die weiland Hans Sachsens in Nürnberg war?
Seid Ihr sein Abkömmling etwa gar?

Nun habt eben noch vier Jahre Geduld,
Dann ist getilgt Eure tollkühne Schuld.
Und, wer weiß, macht Euch nicht des Kaisers Huld
Wie Leontes, den Schäfer im Märchenspiel,
Gar zum Ritter, und Ihr kommt als „Herr von" ans Ziel

Wir grüßen Euch dann mit bewunderndem Blick
Als Herr Voigt, Ritter von Köpenick,
Ihr aber freut Euch noch gründlich des Lebens
Und denkt: Mein Geniestreich war doch nicht vergebens!

Wahrscheinlich waren dies die letzten Reime der lieben hurtigen Versesschmiedin, die überhaupt gar flink mit der Feder war. Das zeigt ihr schriftlicher Nachlaß, der an

Umfang dem eines sehr produktiven Schriftstellers gleichkommt. Ganze Regale standen voll von Tagebüchern, gereimten und prosaischen kleinen Dichtereien, Aufsätzen, Kollegienheften, Übersetzungen, Studien aller Art. Ihre geistige Regsamkeit, ihre Lernbegierde stand nie still. Rosa v. Gerold war nicht bloß eine Künstlerin im Genießen ihrer Lebenszeit, sie war es auch im Nutzbarmachen derselben. Was hat diese Frau bei ihren Reisen, ihrem weit ausgebreiteten Freundschafts- und Geselligkeitskultus, und — nicht zuletzt zu nennen — bei ihrem sehr aufrechten Hausfrauenregiment, gelesen, immerfort gelernt, mit wahrem Schulfleiß sich anzueignen gesucht. Die Botanik war ihr Lieblingsfach. In ihrem Nachlaß sind ganze Sammlungen botanischer Zeichnungen, Aufsätze, Notizen. Sie reiste weit und zu jeder Jahreszeit, um eine bestimmte Pflanze in der Blüte zu sehen. Dann die Sprachen. Ihre Bibliothek, von welcher sie selbst im Jahre 1890 einen sauber eingeteilten Katalog machte, weist unter den 1253 Bänden und einigen hundert Broschüren Werke in deutscher, englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache auf; für eine Frau, die rein schöngeistig sammelte und las, ein ansehnlicher Bücherschatz! In welch vertrautem Verhältnis sie zu ihm stand, beweisen die zahllosen Merkzeichen der Bücher, die nicht in schönen Schränken eingeschlossen waren, sondern in offenen Regalen die ganze Wand eines Zimmers einnahmen. Ein umfangreiches Manuskript, welches über ihre Lieblingsbücher spricht, gibt Zeugnis von der Art ihres Lesens. Sie wurde einmal, wie das jetzt auch wieder üblich ist, von einem Buchhändler aufgefordert, jene zu nennen. Die eingehende und oft originelle Weise, wie sie dies tat, und was sie da anführte: neben einem guten Stück Weltliteratur, ihre Lieblinge unter den neueren

Erſcheinungen, welch letzteren ſie einen recht ausgeſprochenen, kritiſchen Geſchmack entgegenbrachte, zeigt den Ernſt, mit dem ſie las, und die ganz perſönliche Auffaſſung des Geleſenen. Was ſie ſich ſo angeeignet, benutzte ſie aber nie, um damit hervorzutreten. Sie verhielt ſich rührend beſcheiden, ja ſchüchtern jedem anderen Wiſſen und Können gegenüber. Nur in dem, was zu ihrem intim Liebſten gehörte, offenbarte ſich die Kultur ihres inneren Weſens.

Sie war durch und durch „teutſch" — ſo ſchrieb ſie nämlich immer dieſes Wort — und blieb, trotz ihres langen glücklichen Lebens in Öſterreich, eine begeiſterte Tochter Deutſchlands. Nach einer Reiſe, die ſie mit ihrem Gatten wieder einmal in die Heimat gemacht, ſie im Blütenſchmuck des Frühlings wiedergeſehen und wie genoſſen hatte — Weimar, Jena, Eiſenach, Wartburg — ſchrieb ſie am Schluß ihrer Aufzeichnungen: Teutſchland über alles!

Das „ganze, ganze" über alles geliebte Thüringen denn auch noch einmal ſehen, Kränze auf Goethes Grabſtätte legen, Waſſer aus der Ilm ſchöpfen, um es mit nach Öſterreich zu nehmen — das war noch ihre letzte Sehnſucht, die ſie in ihren geſchriebenen Selbſtgeſprächen wie ein Heimweh ausdrückte.

Deutſche Denker und Dichter waren es auch, mit deren Kernworten ſie ihren Lindenhof geſchmückt. Der Geiſt des Hauſes grüßte aus ſchön gewählten Sprüchen Luthers, Leſſings, Goethes, Schillers. Gutenbergs Statue auf der Weſtſeite des trauten Sitzes deutete Stand und Beruf des Hausherrn an, der an der Spitze einer über hundert Jahre beſtehenden, hochangeſehenen Verlagsbuchhandlung ſtand. Die Linden, welche heute den Giebel umrauſchen, und von denen das Haus ſeinen Namen hat,

wurden nach alter deutſcher Sitte einſt von den Anſiedlern ſelbſt gepflanzt.

Überall finden ſich die treu bewahrten Züge echt deutſchen Gemütes und Charakters.

Daneben ging aber auch eine große Begeiſterung für Griechenland und Japan. Frau v. Gerold hatte ihren Homer im Kopf, ſo friſch wie ein Gymnaſiaſt, der eben erſt ſeine Bekanntſchaft gemacht. Immer wieder zog es ſie dort hinab, an die Geſtade des „veilchenfarbigen" Meeres. Daß ſie nicht mehr Neugriechiſch lernen konnte, betrachtete ſie als Verluſt.

Japan mit eigenen Augen zu ſehen, blieb ihr freilich verſagt. Doch was darüber an guter Literatur und an Überſetzungen aus dem Japaniſchen vorhanden war, las ſie mit Eifer und höchſtem Genuß. Den ruſſiſch-japaniſchen Krieg verfolgte ſie mit leidenſchaftlichem Intereſſe. Seine ſiegreichen Helden waren ihr durch Bild und Wort ſo bekannt wie ein Moltke. Mehr als alle Schilderungen aber zogen ſie die Menſchen dieſes Landes ſelbſt an, welche kennen zu lernen ihr beſchieden war. Sie ſah oft japaniſche Gäſte bei ſich und war mit einzelnen derſelben durch langjährige, innige Freundſchaft verbunden.

Freundſchaft war überhaupt für die kinderloſe Frau, neben der Liebe zum Gatten, die helle Flamme ihres Lebens — Freundſchaft, Menſchen- und Tierliebe, man könnte faſt ſagen: Menſchenſchwärmerei. Kinder zu beſitzen, war die vielleicht einzige unerfüllt gebliebene Sehnſucht ihres Herzens. Daher ſtrömte ſein Liebesreichtum ſo voll auf andere über. Kinderſcharen einer ganzen Schule bei ſich im Garten zu bewirten und zu unterhalten, war für Frau Roſa eine Luſt. Tiere hegen, pflegen, beſchützen nicht minder. Wie gut, von vielen Menſchen

beneidenswert zu nennen, hatten es nur ihre drei Hunde — durchaus keine Rasseschönheiten — davon zwei, Heimatlose der Straße, sie bei sich aufgenommen und für deren Schicksal nach ihrem Tod sie treulich sorgte.

Die Verbesserung des Pferdezaumes war einer ihrer tierfreundlichen Wünsche. Sie setzte in ihrem Testament ein Legat für den Erfinder eines solchen aus. Über dieses „sonderbare" Legat gingen nach Frau v. Gerolds Tode allerlei Gerüchte von einer ganz enormen Summe, die sie dafür bestimmt habe. Man sprach von siebzigtausend, vierzigtausend Kronen, die doch wahrlich der leidenden Menschheit besser zugute kämen, als den an ihre Zäumung längst gewöhnten Pferden. Nun, in Wirklichkeit sind es fünftausend Kronen, die — wer weiß — vielleicht doch einen erfinderischen Kopf anregen, etwas Verbesserndes zu konstruieren. Diese jedenfalls originelle Seite der Fürsorge für die wehrlose Kreatur stammt aus demselben Gemütszuge, der die Herrin von Lindenhof, als in ihrem Schlafzimmer Schwalben sich anbauten, jeden Morgen vor drei Uhr aus dem Bette trieb, um den kleinen Gästen die Balkontüren zum Flug ins Freie zu öffnen. Um keinen Preis ließ sie die Ruhestörer vertreiben.

Liegt nicht viel Liebenswürdigkeit in dem unscheinbaren Opfer?

Eine Wohltäterin im landläufigen öffentlichen Sinn, die jeder neu erstehende Humanitätsverein auf seiner Mitgliederliste hat, war Rosa v. Gerold nicht. Sie ging auch darin ihre eigenen Wege. Wie manchen aber, die nach Förderung, Aufschwung, Lebensfreude dursteten, reichte sie im stillen die Hand.

Für sie war Besitz kein Ding des trockenen Einmaleins, der bedächtigen Abgrenzung. Eine hell sprudelnde

Quelle war er für sie, an deren Borden Blumen sproßten und Vögel sangen, und Viele, wie sie selbst, daraus Labung tranken.

Davon könnte ihr geliebter Lindenhof manche schöne Mär erzählen. Zweiundvierzig Jahre waltete sie dort zur Sommerszeit, in ihrem Blumen- und Waldparadies, als freundliche Herrin, trotz ihres Alters noch immer ein Mittelpunkt froher, fein gestimmter Geselligkeit.

Nun ist es still geworden.

An einem frostigen Januartag dieses Jahres schlossen sich die lächelnden Augen für immer.

Als man Rosa v. Gerold zu Grabe trug, sangen junge Freunde als Abschiedsgruß ein Frühlingslied —

Das war für sie das Rechte!

Wien, Dezember 1907.

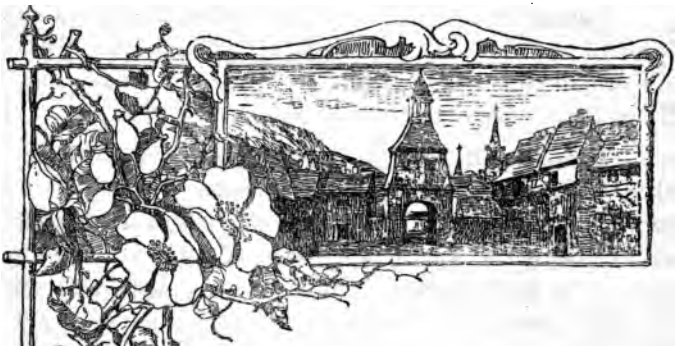
Goswina v. Berlepsch.

„Lindenhof"

„Lindenhof“.

Jugendeindrücke.

Waltershausen in Thüringen.



Ich möchte mich jetzt, am Lebensabend, noch einmal in Erinnerungen ergehen, mich wieder in meine glückliche Kindheit zurückversetzen, in meine schöne Heimat. Jenes alte, liebe Thüringen, das heute nicht mehr existiert, will ich schildern, wie es noch so lebhaft vor meinen Augen steht.

Zuerst will ich aber berichten, was ich von Vater und Mutter weiß.

Der Vater erzählte uns oft von seiner traurigen, schweren Jugend und pries sein glücklich Geschick, daß es ihn gut geführt und wohlhabend gemacht hatte. Er verlangte nicht nach mehr. Den Durst nach Reichtümern, wie ihn heute die Kaufleute haben, hatte er nicht, er, der mild, gütig und genügsam blieb bis an sein Ende.

Vaters Vater war der Gerbermeister Henneberg zu Arnstadt in Thüringen; er hatte ein schönes altes Haus am großen Marktplatz; die Gerberei war im Hinterhause. Vater hatte noch einen Bruder und zwei Schwestern.

Großvater Henneberg wußte den vorhandenen Besitz aber nicht für die Familie zu erhalten. Das Geschäft verfiel. Vaters Mutter — er schilderte uns seine Mutter immer als einen Engel von Güte, Geduld und Sanftmut — ist früh in Gram und Kummer gestorben, denn ihr Mann wurde ins Irrenhaus gebracht und starb erst nach langen, langen Jahren dort an Gehirnerweichung!

Vater wollte kein Gerber werden. Die alte Gerberei übernahm später Onkel Unger, der Mann von Vaters Schwester. Unser Vater kam schon zu Lebzeiten der Eltern als kleiner Knabe zu einem Kaufmann in Arnstadt in die Lehre. Da ging es ihm entsetzlich schlecht. Er bekam nichts zu essen, schlief in einer feuchten, dunklen Kammer und wurde herumgestoßen und geschlagen! Seine Mutter konnte nicht nach ihm sehen, da sie viel mit des Vaters Pflege zu tun hatte, endlich krank wurde und starb. Vater bekam im Kaufmannshause den Typhus und wäre sicher in dem feuchten Winkel, wo er lag, gestorben, hätte sich nicht ein guter Mensch — der Hausknecht! — seiner erbarmt, ihn zu sich genommen und gepflegt. Wir wurden immer traurig, wenn er uns vom Elend seiner Lehrjahre erzählte!

Wie gut ließ er's dafür seinen Kindern werden!

Nach jenem Typhus wurde er erst groß und stark und bald ging es ihm überhaupt besser. Er wurde Reisender für Kaufmannshäuser „in Tabak". Das war in seinen jungen Jahren die schönste Zeit, wie er oft

versicherte. Er reiste immer zwischen Thüringen und Bremen, und zwar zu Pferde, wie es damals Sitte war. Davon erzählte er uns mit Begeisterung, wie herrlich es gewesen sei, auf seinem munteren Pferdchen durch die schönen deutschen Lande zu reiten, bald im Trab und bald im Schritt und abends dann in netten Städtchen in guter Herberge einkehrend, sein Rößlein und sich wohl zu versorgen.

In Bremen machte er endlich nochmals eine Lehrzeit durch — aber eine angenehme und bildende. Er kam in sehr gute Familien, schwärmte auch für eine junge Bremerin — ein Fräulein Hagedorn — (nach der ich dann Rosalinde genannt wurde), war aber wohl noch zu jung zum Freien.

Auf seinen Geschäftsreisen kam er dann auch wieder viel nach Thüringen und namentlich nach Waltershausen bei Gotha zum Kaufmann und Hauptmann der Stadtmiliz, Balthasar Kestner. Dieser hatte einen Sohn und sechs Töchter, drei aus erster, drei aus zweiter Ehe. Die letzteren hießen nur die drei schönen Schwestern.

Die mittlere davon, Christiane Kestner, wurde seine Frau. Er sollte sie aber nur unter der Bedingung heimführen, daß er Großvater Kestners Geschäft übernehmen und fortführen wolle.

Vater war es darum zu tun, die Mutter zur Frau zu erhalten, er ging also die Bedingung ein und übernahm den kleinen Laden an der Ecke von Marktplatz und Bremergasse, wo er in winzigen Dütchen Kaffee, Kandis, Rosinen, Pfeffer, Tabak und dergleichen verkaufte.

Das war nun nicht nach seinem Sinn, solch kleinliches Treiben in der kleinen Stadt! Er hatte die Welt

gesehen und sehnte sich hinaus aus der Enge. Um so glücklicher waren wir Kinder in Waltershausen.

Ich kam zuerst ins Haus.

Am 13. August 1830, während eines furchtbaren Gewitters, gebar die Mutter mich, zwei Jahre darauf Schwester Melanie und wieder zwei Jahre darauf, am 23. Februar 1834, Sonntag morgens beim Geläute der Kirchenglocken kam Bruder Bruno zur Welt. Dieser Tag ist meine früheste Erinnerung.

Wir Schwestern waren zur Tante Langheld gebracht worden und spielten dort mit deren Kindern. Plötzlich brachte man uns zwei große Düten von Goldpapier, mit Zuckerwerk gefüllt, und sagte uns, die habe der Storch, der eben ein Brüderchen ins Haus getragen, für uns mitgebracht!*)

Wir waren glückselig. Ich weiß nicht genau, ob mehr über das Brüderchen oder über die „Zuckerdüte". Als wir aber bald darauf wieder nach Hause zurückkehren durften, konnten wir das kleine, liebe Ding in seinen weißen Windeln und Wickeln nicht genug anschauen und küssen. Es lag so lieblich in seiner Wiege, die Mutter saß gar bald daneben und bewegte mit dem Fuße die Wiege ganz sanft nnd sachte hin und her. Auch ich und mein Schwesterchen wurden abends so eingewiegt — o wie schön war das! — besonders wenn die Mutter eine Geschichte dazu erzählte. Jeden Abend mußte mir die Mutter mit ihrer lieben Stimme erzählen und immer weiter und weiter ausspinnen.

Ich erinnere mich noch deutlich an die Taufe des kleinen Bruno. In der guten Stube ward der große

*) Dies war alte Thüringer Sitte.

runde Sofatisch mit weißer Decke geschmückt. Das silberne Taufgerät stand mitten darauf. Es sah alles ungemein feierlich aus, vollends als der Kleine unter weißem Schleier, das Wickelband von blauer Seide schimmerte darunter hervor, auf dem Arm der Pathin, Tante Langheld war's, hereingetragen wurde und alle sich um den Tauftisch reihten. Dann gab es Kaffee und viele gute Sachen zu essen — Kräpfel und Kuchen aller Art — uns Kindern ein glücklicher Tag.

Bald darauf muß mein Großvater gestorben sein. Ich erinnere mich seiner in einem ganz bestimmten Bilde: Er saß auf der Steinbank neben dem großen Haustor, auf seinen Stock gestützt. Er schien sehr müde, eine hohe Gestalt, das schöne, milde, großäugige Greisenangesicht von schneeweißen Haaren umflattert. Er sah in seinem langen, blauen Rock mit den Silberknöpfen ehrwürdig und ehrfurchtsgebietend aus.

Die Großmutter war eine rührige, prächtige, alte Frau, Tochter reicher Bauern im Dorfe Sonneborn; Backhaus hießen sie.

Bis zum Jahre 1835 wohnten wir noch ganz bei den Großeltern; von da an brachten wir (wegen der Übersiedlung nach Frankfurt) später immer nur den Sommer bei Großmutter zu.

Großmutters prächtiges, altertümliches Haus bildete die Ecke vom Marktplatz und der Bremergasse. Von der Gasse aus ging man durch das große, doppeltgeflügelte Tor in den riesigen Hausflur. Rechts und links von demselben ging es in unsere Wohnung ebener Erde — rechts lag die Wohnstube, von ihr aus ging's ein paar Stufen hinab in den kleinen Laden. Durch die Glastüre konnte man ihn übersehen und so wie es klingelte (die Türe

von der Straße hinein war mit einem Glöckchen versehen), mußte hinabgestiegen und ein Kunde bedient werden. Von der Wohnstube, die nach der Bremergasse lag, ging es rückwärts in der Eltern Schlafstube, worin auch unsere Wiegen standen. Vom Hausflur links ging es in die gute Stube — ein Heiligtum, das wir Kinder nur selten betreten durften — und wo Vater und Mutter ihre Kaffeegesellschaften gaben und ihre Lieder am alten, tafelförmigen Spinett sangen. Vater soll eine sehr schöne Tenorstimme gehabt und wunderbar gesungen haben. Mutter sang Sopran. Beide Eltern sprachen das schönste Deutsch und hielten auch bei uns Kindern darauf, daß wir nie unrichtig oder in dem häßlichen Thüringer Dialekt sprechen durften. Sie waren eben aus der Schiller- und Goethe-Epoche und begeisterten sich am Wohlklang der Dichtersprache. So wie Vater gerne erzählte, daß er als Kind in Erfurt Napoleon und Kaiser Alexander gesehen habe, so liebte die Mutter ihre Begegnung mit Goethe zu erzählen. Sie war als Mädchen in Jena zum Besuch ihres Bruders gewesen, des Theologieprofessors August Kestner. Da kam Goethe eines Morgens selber den Onkel August besuchen, um mit ihm über dessen Werk „Agape, das Liebesmahl" zu sprechen, für welches Goethe sich interessierte. Die Mutter durfte im Zimmer bleiben und Goethe richtete freundliche Worte an das anmutige „Mieselchen". Bei den Gesprächen mit Onkel August hatte er ein grünes Papierstreifchen aus seiner Brieftasche gezogen und als Zeichen in die „Agape" gelegt. Die Mutter annektierte es sich schnell, nachdem Goethe weggegangen und hob es so heilig auf, daß ich's heute noch bewahren kann als Buchzeichen in gestickter Umrahmung.

Doch zurück zum lieben, alten Hause! Von außen eines der schönsten des Städtchens, ein Eckhaus, groß, gedehnt, ein Stockwerk hoch, hatte es ein hohes Dach, viele dreifache Fenster mit Blumenbrettern davor, einem großen, doppelflügeligen Eingangstor und an dessen Seite eine bequeme, steinerne Ruhebank mit Rück- und Armlehnen. An der Hauptfront des Hauses, der Kirche zugewendet, war ein großer Anker zwischen den Fenstern des ersten Stockes eingemeißelt.*) Dies Hauszeichen nahm mein Bruder, als er Mann wurde, in das spätere Leben mit. Die große Pottendorfer Aktienspinnerei, deren Mitbesitzer und Direktor er wurde, trug dann denselben Anker im Siegel.

Im ersten Stocke dieses lieben, alten Hauses wohnte Großmutter Kestner. Aus der weiten Eingangshalle unten ging die breite, bequeme Holztreppe mit dem braunen, geschnitzten Geländer hinauf und mündete im großen, oberen Flur. Aus diesem gingen nach allen Seiten Türen in die prächtigen, behaglichen Stuben. Zuerst kam eine kleine, helle, mehr vorzimmerartige Stube, hier hielten sich die Kinderfrauen mit den kleinen Enkelkindern auf, denn Großmutter, die ja sechs Töchter und einen Sohn hatte — in Jena, Gotha, Berlin, Erfurt zerstreut — sah immerwährend Kinder- und Enkelbesuch im Hause. Nun kam man in die große, trauliche Eckstube, strahlend hell durch die dreifachen Fenster gegen die Kirche hin und anderseits gegen die Bremergasse. Noch sehe ich die Nähtische am Fenster, das große, altväterische Sofa an der einen Wand, an der anderen den riesigen Kachelofen

*) Der Anker soll das alte Wahrzeichen der Kelten gewesen sein, die einst in Thüringen saßen.

und in der Mitte den Eßtisch, um den wir mittags saßen. Mein größtes Entzücken aber war das Blumenbrett vor den drei zusammenhängenden Fenstern gegen Kirche und Rathausplatz hin. Da auf einem Stuhl zu knien, in die Blumen zu schauen und durch sie hinaus auf den großen Platz, war eine Wonne. Auf dem Blumenbrett stand ein ganzer Wald von herrlich rot- und dickblühenden Levkojen, die die Stube mit Duft erfüllten, und hinter ihnen reihten sich Großmutters schöne, mit Blüten wie mit Schnee bedeckte Myrtenbäume — auch ein ganzer, grüner Wald! Wie liebte ich diesen Fenstergarten! Als ich in Wien selbst ein Landhaus hatte, war meine Sehnsucht ein ebensolches, dreifaches Fenster und Blumenbrett davor! Ich bekam es wohl — aber vergeblich zog ich Myrten und Levkojen dort! — sie gediehen nimmer in der Luft der Ebene und der sengenden Sonne Wiens.

An die Wohnstube reihten sich nun die vielen Schlafkammern und Gaststuben mit den hochgetürmten, schneeig überzogenen Federbetten. Ganz zuletzt aber ging es — immer mit der Aussicht in die Bremergasse — ein paar Stufen abwärts in den „Saal". Dies war Großmutters Prachtzimmer, wo die Familienessen Sonntags und die Kaffeegesellschaften stattfanden. Noch sehe ich darin die langgestreckte Tafel mit den Blumen, den schönen Tassen und den Riesenschüsseln voll Windgebacknes, Blättergebacknes und Kräpfel.

Von der Wohnstube und meinem Lieblingsaufenthalt am Fenster gab es fort und fort Unterhaltendes zu sehen. Vor uns stand die wunderschöne, alte Kirche. Es ging bergan vom Marktplatz aus zum Hauptportal; zwischen dem Pflaster des sanften Kirchenhügels wucherte ungehindert saftiges Gras. Um den großen Platz unten standen das

altertümliche Rathaus und viele prächtige Giebelhäuser. Dort in dem einen wohnte unser Arzt, der Dr. Richter, gleich daneben, wo ein riesiger Kupferkessel überm Tore blinkte und die Kupferschmiede kennzeichnete, wohnte Tante Hoger, der Mutter älteste, verwitwete Schwester. Dann kam der Bäcker, der die weit und breit berühmten Blätterkräpfel (Vierecke von Butterteig mit Himbeerfülle) buk, und noch weiter rechts, schon ganz in der Ecke, stand das schöne, alte Herrenhaus im Renaissancestil, das Onkel und Tante Langheld bewohnten. Unserem Hause gegenüber, die andere Ecke von Marktplatz und Bremergasse, aber wohnte „Nachbar Christ", der Metzger, der die besten Cervelat- und Leberwürste der Stadt bereitete.

Von früh an gab es am Fenster 'was zu schauen. Zuerst, wenn der Hirte sich in des Platzes Mitte stellte, laut in sein Horn blies und mit der Peitsche knallte. Da wurde es bald rings lebendig. Die großen Haustore öffneten sich; die braunen, wohlgenährten Kühe traten bedächtig heraus. Bald füllte sich der ganze Platz und unter dem melodischen Geläute trieb nun der Hirt die große Herde durch die Bremergasse hinauf zur Weide. Jede Kuh in Thüringen trägt eine große Glocke am breiten, bunten Ledergurt um den Hals. Der Schulmeister des Ortes stimmt Samstags diese Glocken, daß sie einen Akkord geben, daher die harmonische Musik. Kaum sind die Kühe ausgetrieben und verklingt in weiter Ferne das Glockentönen und Peitschenknallen, so erscheint der Gänsehirt, treibt Haus bei Haus die schnatternden, wackelnden Weißbefiederten zusammen und geht mit ihnen nach der anderen Seite zur Stadt hinaus auf die großen Wiesen der Gänseweide. Als dreijähriges Kind wurde ich gar oft mit meiner alten Kinderfrau dahin geschickt und Groß-

mutter gab mir dann ein Säckchen mit, in das ich ihr die feinen Federn ſammeln mußte, die den Gänſen ausfallen. Sie ſagte dann, das ſeien die weichſten und ſchönſten und daraus werde ſie mir einſt mein Brautbett füllen. Ich ſammelte fleißig, aber es kamen oft mehr Gänſeblümchen als Gänſefedern in das Säckchen, denn den weißen Maßliebchen, die auf der Gänſeweide ſtanden, konnte ich nicht widerſtehen.

Ein Ereignis war's, wenn die Taufglocke läutete, da nahmen wir ſchnell unſeren Poſten hinterm Blumenbrett ein und bald erſchien ein feierlicher Taufzug und ſchritt in die geöffnete Kirche hinein. Voran die Wartfrau im blauen, volantgarnierten Kattunmantel, die große Haube mit den vielen, ſchwarzen Bandſchleifen und wehenden Enden auf dem Kopfe, auf ihren Armen der ſchleierumhüllte Täufling und hinter ihr die Eltern, ſchön geputzte Paten und Patinnen mit ſchneeweißen Handſchuhen, zum Schluß eine Horde nachlaufender Kinder. Das Allerluſtigſte war aber an jeglichem Samſtagvormittag das Bettenklopfen! Es war nämlich eine alte Sitte in Waltershauſen, daß all die kleinen Bürgerfrauen, die nicht eigene Höfe und Gärten hatten, Samſtags, wenn ſchönes Wetter war und Sonnenſchein, ihre großen Federbetten und Federkiſſen auf den ſanft anſteigenden Platz vor der Kirche ſchleppten, da auf großen, weißen Tüchern, die übers Pflaſter gebreitet wurden, in die Sonne legten und aus Leibeskräften ausklopften. Staubwolken flogen niemals auf, da die Frauen von Waltershauſen ungemein reinlich waren, aber trotzdem hielten ſie das Klopfen für Hausfrauenpflicht und dieſes mit aller Kraft Das-ſpaniſche-Rohr-gebrauchen von 20—30 Frauen gab eine ziemlich laute Muſik, die an der Kirchenwand ein dröhnend Echo

gab. Uns Kinder amüſierte es königlich, dieſes Gewehrgeknatter (denn ſo klang es) zu hören und die mit wahrer Wut darauf losſchlagenden Weiber zu ſehen. Der ganze Kirchenplatz war bedeckt mit roſa, blau und buntgeblümt überzogenen, ganz regelmäßig ausgebreiteten, dicken Federbetten.

Ein anderes Sonnabendvergnügen war es für uns, der Großmutter beim Kuchenbacken Geſellſchaft zu leiſten. Samſtag vormittags wurde in jedem Hauſe gebacken und wenn man zum Fenſter hinausſah, konnte man von allen Häuſern die Mägde herbeieilen ſehen mit den großen, runden Kuchenbrettern, worauf die leckeren Kunſtwerke lagen und ins Backhaus getragen wurden. Ein ſolches Backhaus war dicht neben uns in der Bremergaſſe. Nach alter Sitte war die ganze Breite des Ladens gegen die Straße offen und reinlich auf Servietten ausgebreitet lag das warme, friſche Gebäck da. Von der Straße aus konnte man es ſtehend auswählen und kaufen. Wie es da herausduftete! So köſtliche Franzbrötchen (Abkürzung von franzöſiſche Brötchen) und lange, eingekerbte Weißbrotwecken, ſo herrliches Schwarzbrot und ſo gute Butterkuchen gibt es heutzutage nirgends mehr, auch nicht in Wien. Ganz dieſelben offenen Bäcker- und Fleiſcherladen wie in Waltershauſen ſah ich ſpäter in Pompeji!

Alſo auch Großmutter buk am Samſtagmorgen herrliche Sachen für den Sonntag, rieſige Kuchen fürs ganze Haus, im Frühjahr Kirſchkuchen, dann Ribiſelkuchen, im Herbſt Zwetſchken- und im Winter Äpfelkuchen und — das allernationalſte — den berühmten Zwiebelkuchen.

Am Sonnabend abends aber ſtand die Großmutter erſt recht noch einmal vor dem Backtrog, einem langen,

hölzernen Trog am Ofen der Wohnstube, die Magd neben ihr, und beide mengten mit nervigen Armen und Händen den Brotteig zu den großen, schwarzen Broten für die Woche. Dann wurden die runden Laiber alle auf lange, bemehlte Bretter um den Ofen herum gelegt — für jedes der Enkelkinder ein kleines, eigenes Brotlaibchen — und über Nacht ins Backhaus geschickt! Heiß und duftend kamen sie am Sonntagmorgen zum Frühstück wieder ins Haus.

Wie gern gedenke ich auch der schönen, erhebenden Sonntagvormittage! In aller Frühe bliesen die Musikanten einen feierlichen Choral hoch vom Turme in die Welt hinaus. Dann, nach wenigen Stunden, ertönte das tiefe, melodische Geläute der Kirchenglocken, und der Klang der Orgel hallte bis zu uns herüber. Wir Kinder durften am Fenster zusehen, wie die geputzten Männer und Frauen in Scharen zur Kirche zogen. Später, als wir in Frankfurt wohnten, aber jeden Sommer bei der Großmutter zu Besuch waren, durfte ich, als sechs- und siebenjähriges Kind, schon selbst mit in die Kirche gehen und mit den anderen Kindern — die Buben rechts, die Mädchen links — auf den niederen Kinderbänkchen dicht vor dem Altare sitzen.

Wenn die Kirche aus war und der Organist noch lange machtvoll seinen Sebastian Bach auf der großen Orgel spielte, war es eine besondere Unterhaltung, das Herausströmen der Leute mit anzusehen. Da standen noch lange in Gruppen die Waltershauser umher, begrüßten einander und hielten einen behaglichen Sonntagsplausch mit den Bekannten.

Sonntag nachmittags ging es dann hinaus in den Wald, auf den Tenneberg, in Großmutters schöne Gärten

oder nach Rheinhardsbrunn und Tabarz. War's Frühling, dann führte uns wohl die alte Kinderfrau beim ersten warmen Sonnenschein auf den Burgberg. Dies ist ein Hügel gleich oberhalb der Stadt an den Ausläufern der Bremergasse. Ein paar alte Mauern krönen ihn, Rasen und Buschwerk bedecken ihn, und hier konnten wir sicher sein, an der Sonnenseite die ersten Veilchen zu finden. Glückselig, wer schon am 4. März eines entdeckte und es Großmutter zum Geburtstag brachte.

Der Tenneberg, gekrönt von einem wundervollen, noch wohlerhaltenen, mittelalterlichen Schlosse, beherrscht das Städtchen, das sich um ihn schmiegt. Die großen Höfe mit den Hallen, der schöne Waldweg hinan, die herrliche Aussicht von oben waren uns Kindern Wunderdinge. Am Johannestag wanderte alles, Groß und Klein, auf die würzig duftende Kräuterwiese, die sich vom Walde hinterm Schlosse hinabzog in das Tal; da suchten die alten Frauen — unsere Kinderfrau voran — ihre Wunderkräutlein. Eine besondere Heilkraft wohnte, wie sie uns belehrte, dem „Sanikel" inne (so nannte sie die grünlich blühende Alchemilla hirsuta) und der Arnica montana. Diese holte sie sich auch vom Inselsberg, wo sie damals vorkam (heute, wo ein großes Hotel oben steht, aber nicht mehr).

Am öftesten und liebsten wanderten wir Kinder aber mit Mutter und Großmutter abwechselnd in die beiden Gärten, in den Högel- und in den Brielgarten. Der Högelgarten war weit draußen zwischen den Wiesen. Er lag am Abhang eines Berges, ging steil hinan und bestand nur aus Wiesen mit Obstbäumen. Hier war es am schönsten im Frühling, wenn wir im Grase die

Schlüsselblumen und die gelben Narzissen pflücken konnten, oder im Herbst, wenn die blauen Zwetschken reiften und wir die Bäume schütteln durften, oder wenn die großen, dicken Zuckerbirnen an den Ästen hingen und Großmutter uns damit beschenkte. Wie saftig und süß sie waren!

Am meisten — ja täglich nach dem 12 Uhr-Mittagessen — wanderten wir alle, Groß und Klein, in den Brielgarten. Er lag auch vor den Toren im Freien, zwischen all den anderen Gärten der Waltershauser; er lag eben und bestand aus vielen Beeten und Rabatten, doch auch aus schattigen Baumgängen und schönen, lauschigen Sitzplätzen. In der Mitte stand ein hübsches Gartenhaus mit großem Saal, ein paar kleinen Stuben und einem Küchlein. Hier wurde sogar manchmal gekocht und gegessen oder eine Abendgesellschaft gegeben. Vom Gartenhaus gingen schnurgerade Wege nach allen Seiten hin, schattigen Geißblattlauben zu und anderen Ruheplätzen — einer nach dem kleinen Lusthäuschen der Kinder, worin ihr Spielzeug aufbewahrt wurde. All die Wege waren von langen, bunten Rabatten eingefaßt. Hier wuchsen hinter den Buchsbaumborden die Blumen alle, die meine erste Liebe und Glückseligkeit waren. Im Frühling die Crocus und die Tulpen, dann die lieben, kleinen, blauen und roten, gefüllten Leberblumen, die Aurikeln mit den braunen Augensternen und die hellblauen Augen der „Gedenkemein", wie wir sie nannten, der süßen Omphalodes verna-Blümchen. Dann kamen in langen Reihen die zarten, duftenden Federnelken, die zierlichen „Porzellanblümchen" mit den feinen, roten Stengeln (so nannten wir Saxifraga ambrosa). Dann die herrlichen, tiefroten Levkojen und Goldlackstauden, später der Rittersporn, die

Nelken, die Kaiserkronen, die dreifarbigen, blauen Winden und im Herbst die köstlich duftenden Reseden, spanische Wicken und Astern. Auch jetzt noch geht mir nichts über all diese altmodischen, lieben Blumen. Großmutter zauberte das alles selbst hervor; von einem Gärtner war keine Rede. Sie grub die Erde um, setzte die zarten Pflänzchen ein, begoß und düngte. Den ganzen Nachmittag arbeitete sie im Garten und nur die Magd half ihr beim Wegeputzen, Unkraut jäten und Gießkannen füllen. Hinter dem Gartenhäuschen, an der Küchenseite (denn die Front, wo die Saaltüren stets offen standen, blickte nur in den Blumengarten hinein) lagen die Gemüsebeete und weiterhin, am äußersten Ende des Gartens, gab es drei große, viereckige Felder mit den Himbeeren, Johannisbeeren und Stachelbeeren. All diese Früchte, die in Thüringen so wunderbar gedeihen und so ungewöhnlich großfrüchtig und saftig werden, waren nur für uns Kinder da, denn ich erinnere mich, daß wir ewig in den Stachelbeeren steckten und mit den kleinen Fingerchen die Fülle grüner und roter behaarter Beeren abzupften, in den Mund wandern ließen und uns freuten, wenn es recht knackte beim Zerbeißen. O, wie schön war dieses Gartenleben und welch glückliche Kinder waren wir da!

Spät abends wurde dann heimgewandert und oft noch ein Umweg gemacht durch das liebe, alte Städtchen. Es hatte noch die vielen, alten Giebelhäuser mit den Blumenbrettern vor den Fenstern voll roter Geranien und Myrten, für die Brautkränze der Töchter gezogen. Es hatte noch die alten Tortürme mitten in der Straße querüber, durch die man schreiten mußte und die Laternen, die, an Ketten quer über die Straße gespannt, mitten über dem Fahrweg herab baumelten. Es hatte noch die

Fülle ſchöner Steinbrunnen, wo der friſche Quell ſtark und ſilberhell in einen koloſſalen Steintrog hineinlief. Sie ſtanden an den Seiten der breiten Straßen und auf den Plätzen, und es gab das Waſſergerieſel eine gar liebliche Muſik durch die ganze Stadt. Überall ſchaute das prächtige, alte Schloß Tenneberg (von Scheffel in „Frau Aventiure" beſungen) aus ſeinen tiefdunklen Linden- und Buchenkronen von der Höhe in die Straßen hinein. Das ſteht noch heute, wie auch die ſchöne Kirche auf ihrem hochgelegenen, freien Platz, aber ſonſt ſind die meiſten der maleriſchen Häuſer mit dem dunkelbraunen Sparrenwerk zwiſchen den hellen Mauern ſchon verſchwunden und haben „Großſtadthäuſer" mit zwei und drei Stockwerken Platz gemacht. Halb Waltershauſen wurde leider im Jahre 1880 von einer Feuersbrunſt verzehrt. Auch das hier geſchilderte liebe Großelternhaus (damals längſt in anderen Händen, da Großmutter ſchon bei ihren Töchtern in Gotha lebte) iſt mit abgebrannt und ein häßlicher, moderner Neubau ſteht an deſſen Stelle.

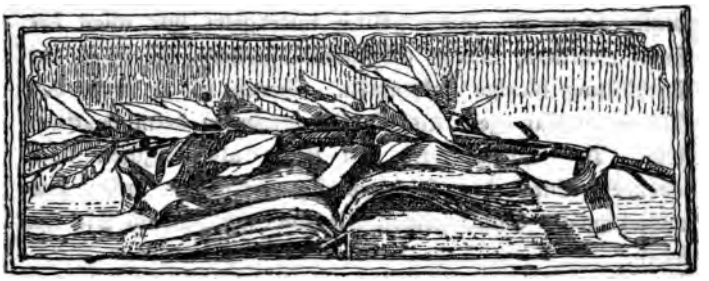
Am Ausgang der Stadt aber, wo wir Kinder auf der Gänſeweide Maßliebchen pflückten und Federn ſammelten, da ſteht jetzt ein ſtattlicher Bahnhof, und das ſtille, traute Städtchen baut Villa an Villa und iſt Sommerfriſche der Berliner Semiten geworden. In der Nähe des Bahnhofes ſind moderne Parkanlagen, iſt die Keſtnerſche Spielwarenfabrik, die wir Kinder ſchon damals mit Ehrfurcht anſahen, weil unſere Lieblingspuppen von dort ihre neuen Köpfe bekamen, die aber nun moderniſiert und ſtark vergrößert iſt, und die Villa des reichen Fabrikherrn in dem neumodiſch angelegten Garten mit engliſchem Raſen, Teichen mit Fontänen und Schwänen, Teppichbeeten und Blumenparterres. O wie viel ſchöner der

Großmutter alter Garten! O wie viel traulicher die alte Zeit, wo noch der Nachtwächter durch die schlafenden Straßen schritt, in sein Horn blies und dann mit gemütlicher Stimme sein Lied sang:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Die Glocke hat zehne geschlagen — —

Schillers letzter Enkel.

Eine Erinnerung an Baron Gleichen-Rußwurm.



Es war am 10. November 1876, als wir der Enthüllung des Schiller-Denkmals beiwohnten. Mein Freundin, Gräfin Alberti, und ich hatten Plätze im großen, ſchönen Zelt zur Linken des Kaiſerzeltes. Vor uns war der weite Raum, in deſſen Mitte ſich das noch verhüllte Standbild erhob. Dieſer Platz war rings umſtanden von einer dichten Zuſchauermenge, die ſich durch die Ungunſt des Wetters nicht ſtören ließ, unter freiem Himmel des feſtlichen Augenblicks der Enthüllung zu harren. Es ſchneite in dicken Flocken ohne Aufhören aus dem grauen, wolkenſchweren Winterhimmel herab.

Bekannte von uns gingen im Zelte ab und zu, grüßend, plaudernd, unter ihnen Freund Moſenthal, der damals noch friſch im Leben ſtehende Dichter.

Wir hatten uns dicht vorne aufgeſtellt, gerade über den drei Stufen, die auf den Feſtplatz hinabführten. Als Moſenthal bei uns ſtand und uns im nahen Kaiſerzelt verſchiedene intereſſante Perſönlichkeiten und hohe Herren

zeigte, sagte ich ihm: „Mich interessiert vor allen der Enkel Schillers, Baron Gleichen-Rußwurm. Er ist ja zur Enthüllung hierher gekommen. Gewiß ist er unter den Herren im Kaiserzelt, als eine Hauptperson beim heutigen Feste. Der Kaiser wird ihn sicher als einzigen noch lebenden Enkel des Dichters sich vorstellen lassen und auszeichnen. Bitte, zeigen Sie ihn mir, sobald Sie ihn sehen."

Mosenthal versprach es und verschwand, um ihn zu suchen. Nach einer Weile kehrte er zurück und berichtete: „Ich kann ihn nicht finden, niemand weiß von ihm, niemand kennt ihn. Er ist jedenfalls nicht im Kaiserzelt."

„Er muß ja doch einen besonderen Ehrenplatz haben," sagte ich. „Sehen Sie sich doch noch einmal um! Vielleicht ist er erst jetzt gekommen."

Mosenthal versprach nochmals zu suchen und ging fort.

Kaum hatte er uns verlassen, so wendete sich einer der Herren, die unter uns im freien, weiten Festplatz standen — eine hohe, schöne Gestalt, von den fallenden Schneeflocken ganz bedeckt — zu mir, stieg die Stufen herauf, und sich verbeugend, sagte er: „Ich habe unfreiwillig Ihr Gespräch mit angehört, gnädige Frau, und stelle mich nun selbst vor. Ich bin Freiherr von Gleichen-Rußwurm."

Meine Freundin und ich waren so überrascht von der unerwartet raschen Erfüllung unseres Wunsches, von der einfach liebenswürdigen Art, sich bekannt zu geben, und vor allem von dem unbeachteten Platz dieses Ehrengastes, der, weiß beschneit, wie tausend andere Zuschauer vor uns stand, daß wir im ersten Augenblicke gar nicht

die rechten Worte für das Entzücken fanden, den Gesuchten vor uns zu haben.

Als Mosenthal wieder zurückkehrte und schon von weitem rief: „Nichts entdeckt!“ konnten wir ihm den Enkel Schillers, den wir uns als den Mittelpunkt der Feier gedacht hatten, nun hier vorstellen!

Die Hülle fiel unter tausendstimmigem Jubel. Der Freiherr, der lange mit uns geplaudert hatte, verließ uns nun.

Anderen Tages hatten wir die große Freude, ihn bei uns zu sehen. Und mehrere Jahre darnach verlebte ich mit ihm schöne Abende in Weimar, im Hause des Prof. Erich Schmidt. Dort braute er auch gelegentlich eine von ihm erfundene köstliche Bowle, die er den „Menschenfreund“ nannte, weil ihrem Genuß, wie er behauptete, niemals ein bitteres Nachspiel von Kopfweh oder anderem Unbehagen folge. Er war ein überaus liebenswürdiger, anregender Gesellschafter und ein Mann von ungewöhnlichem Geist und Charakter, einer der edelsten, gütigsten Menschen, die ich je kennen gelernt habe — der wahre Erbe Schillerschen Seelenadels. Dazu war er ein ungewöhnlich schöner Mann. Groß und stattlich, trug er stolz das Haupt mit dem edlen, männlichen Antlitz, dem regelmäßigen, schönen Profil und dem langen, etwas ergrauten Bart. Aus großen Augen leuchtete ein geistvoller und zugleich milder Blick. In seinem ganzen Wesen sprach sich Kraft und Gesundheit aus und zugleich etwas auffallend Aristokratisches. Eine Ähnlichkeit mit seinem Großvater konnte ich an ihm nicht entdecken, wogegen sein Sohn wieder sehr an die Züge Schillers erinnern soll. Ehe wir Weimar verließen, sahen wir ihn — nicht ahnend, daß es das letzte Mal! — noch in

seiner schönen Villa inmitten eines Gartens, im neuen Stadtteil Weimars. In seinem prachtvoll ausgestatteten Atelier zeigte er uns seine angefangenen und vollendeten Arbeiten, und ich suchte mir eine thüringische Waldlandschaft aus, die meinen Salon schmücken sollte. Er malte solche Waldinterieurs wundervoll. Das damals erhoffte Wiedersehen in Wien war uns leider nicht mehr beschieden. Der böse Schnitter Tod hat lange vor der Zeit den Lebensfaden des herrlichen Mannes getroffen.

Abende bei Schliemann.

Nach Schliemanns Tode geschrieben.

Kennst du das Haus? auf Säulen
ruht sein Dach.
Es glänzt der Saal, es schimmert
das Gemach,
Und Marmorbilder steh'n und seh'n
dich an.

Ja! so sieht es aus, das prächtige Palais in Neu-Athen mit der weißen Marmorfassade und dem flachen Dache, auf welchem die Marmorstatuen der alten Götter thronen.

Mit Wehmut sah ich das reizende Aquarellbildchen, welches Fräulein v. Romako davon gemacht hat, und dachte des Besitzers, der sich dieses glanzvolle und zugleich so poetische Heim geschaffen hat, und nun fern davon, an fremdem Strande, allein unter Fremden sterben mußte.

Die Erinnerung an zwei bei Dr. Schliemann verbrachte Abende wurde mir wieder

lebendig und ich versuche sie festzuhalten, obwohl Jahre vergangen, seit ich das erstemal in Athen gewesen und sie dort erlebt habe.

Erwartungsvoll standen wir an einem der ersten Abende unseres Athener Aufenthaltes vor dem hohen, goldenen Gitter, das den Garten einfriedet, in dessen Mitte der Prachtbau des Hauses von Ilion steht. So nannte Schliemann sein atheniſches Heim. Man ließ uns freundlich ein. Auf breiter, weißer Marmortreppe wurden wir in das säulengetragene, stilvoll dekorierte Atrium geführt und von da in den behaglich eingerichteten, mit Teppichen, Fauteuils und allem modernen Komfort ausgestatteten Salon. Hier empfing uns Frau Schliemann, die anmutige Athenerin, eine schlanke Gestalt mit fein geistigem Ausdruck in dem fast deutsch-gemütvollen, lieben Angesicht. Sie unterhielt sich eben mit ein paar Damen im besten Französisch und redete uns in ebenso korrektem Deutsch an. Es plauderte sich sehr angenehm mit ihr. Während des Gesprächs bot sie ihren Gästen (es war ihr Empfangstag) mit Grazie Schokolade und Backwerk und wußte es allen behaglich und heimisch bei sich zu machen.

Später erschien auch Herr Schliemann. Wir hatten des berühmten Mannes Eintreten mit besonderem Interesse entgegengesehen. Ein kleiner, ältlicher Herr von großer Beweglichkeit und klugem Gesicht kam auf uns zu und forderte uns und eine Gesellschaft Deutscher, die noch erschienen war, bald nach der Begrüßung zu einem Rundgang durch seine Sammlungen auf. Wir stiegen unter seiner Führung hinab in die Säle des untersten Geschosses, hell und luftig, doch eine Art Souterrainräume. Alle waren voll von Glasschränken, rings die

Wände, die Mitte der Säle, und in diesen Schränken waren ausschließlich Sammlungen von Vasen und Vasenscherben untergebracht.

Für Archäologen jedenfalls von höchstem Interesse, macht es auf den armen Laien einen eigenen Eindruck, Saal für Saal hier angefüllt zu sehen mit Tausenden und Tausenden von wohlgeordneten, liebevoll studierten und zusammengestellten Bruchstücken uralter Topfwaren.

Und doch, was hat Schliemann mit ihrer Hilfe alles entdeckt und ans Licht gebracht! Darum betrachteten wir denn auch mit viel mehr Ehrfurcht als Sachkenntnis diese Bruchstücke, von den glänzend schwarzen Topfscherben an, die er im Grabe des Protesilaos entdeckte, wie ebenso im Hügel von Hissarlik, bis zu den eulenköpfigen Gefäßen, die er in solchen Massen in den verschiedenen Trojas übereinander fand.

Dies alles und was er daraus folgerte, liest sich ausführlich in seinen eigenen Büchern und in seiner wunderbaren Selbstbiographie, worin er erzählt, wie er als armer, frühverwaister Pfarrerssohn in der Welt umhergeschleudert wurde. Zu arm, um studieren zu können, ward er Kaufmann und als solcher im Laufe der Zeit durch Geschick und Glück unermeßlich reich, so daß er alle Träume seiner Jugend, die das Selbststudium der Griechen und das Lesen des Homer in ihm erweckt, verwirklichen konnte.

Es gibt wohl wenige Menschen, die so wie er — gleicherweise in seinen geschäftlichen wie wissenschaftlichen Unternehmungen vom Glück des Zufalls begünstigt waren. Mehrmals um all seinen Besitz gekommen, ersetzten ihm unerwartete Glücksfälle alles doppelt. Mehrmals auch in

Lebensgefahr, wurde er stets auf wunderbare Weise gerettet.

Nach unserem ersten Besuch im Schliemannschen Hause beschlossen wir unseren Athener Aufenthalt auf die angenehmste Weise, indem wir nochmals zu einer Soiree im Hause von Ilion geladen waren.

Heller Lichterglanz strahlte uns heute aus dem Atrium des stolzen Marmorpalastes entgegen, als wir die breite Freitreppe hinaufschritten. Hausherr und Hausfrau, letztere in glänzender, hellfarbiger Toilette, empfingen in liebenswürdigster Weise ihre Gäste.

Eine zahlreiche Gesellschaft bewegte sich in den drei Hauptsalons: dem mittleren, behaglichen Empfangssalon, dem glanzvoll dekorierten Speisesaal zur Linken und dem Tanzsaal rechts, der in seiner Art eine Sehenswürdigkeit ist.

Im Speisesaal stand ein großes, mit Blumen und Prunkgefäßen geschmücktes Buffet, voll der köstlichsten Gerichte. Es wurde Tee serviert, man stand und saß in Gruppen zusammen, von den in Athen beliebten Bäckereien und Süßigkeiten oder den trefflichen Fleischspeisen genießend. Alle aber zog es bald wieder in den großen Saal, der dem Homer geweiht ist. Die Wände sind mit bunten Marmorarten in Feldern und schönen Einrahmungen bekleidet, dazwischen weiß marmorne Halbsäulen, welche die Decke stützen, die mit Freskogemälden in leuchtenden Farben geschmückt ist. Es sind Szenen aus der griechischen Sage. Alle Götter blicken von da oben herab. Ein Eros und ein Bacchusknabe, schön und blond gelockt, sollen die Züge von Andromache und Agamemnon, der beiden Kinder Schliemanns, tragen. Unter dem Plafond läuft ein Fries oberhalb der Wände hin, den

goldne griechische Schrift auf schwarzem Grunde ziert. Es sind Lieblingsverse des Hausherrn und der Hausfrau aus der Ilias. Homers Büste in einer Blumengruppe schmückt den weißen Marmorkamin, schön gebaute Sessel stehen rings an den Wänden. Der Estrich ist die Nachbildung eines antiken Mosaikbodens — ein reizendes quadratisches Muster mit verschiedenen griechischen Vasen in den Vierecken.

Das einzige, was in dem stilvollen, harmonischen Raum störte, war ein ganz moderner Gaslustер aus Goldbronze im Renaissancestil.

Die Gesellschaft, die diesen Saal füllte, obwohl aus allen Weltgegenden zusammengewürfelt, bewegte sich heiter und ungezwungen und plauderte über dieselben Tagesfragen, wie in den Salons der Heimat. Eine einzige Bemerkung zeigte, wie weit man dennoch von dieser entfernt war. Eine Athenerin fragte mich, ob es „bei uns in Europa" jetzt auch noch so kalt sei wie hier?

Unsere Schiffsgesellschaft vom „Hesperos" fanden wir hier vollzählig beisammen und wurden hier erst alle einander vorgestellt, so die Tochter Pulzkys aus Pest mit ihrem Gemahl Professor Hampel, ein Bankier Sulzbach aus Frankfurt, eine Familie aus Wiesbaden, eine auffallend schöne Lady Fullerton aus England mit ihrem Gatten, zwei Pariser und viele andere noch.

Wer nur immer nach Athen kommt, scheint einen Empfehlungsbrief an das Haus Schliemann in der Tasche zu haben, und dieses liebenswürdige Haus scheint, wenn es zweimal in der Woche eine ganze Schiffsladung Fremder so freundlich empfängt und bewirtet wie heute uns alle, Gastfreundschaft im edelsten, echt homerischen Sinne zu üben. Frau Sophie Schliemann in ihrer gewinnenden

Freundlichkeit erinnert unwillkürlich an die wundersam geschilderte Helena des vierten Gesanges der Odyssee, indem sie mit gleichem königlichen Anstand und gleicher Grazie ihre Gäste begrüßt und entläßt, wie jene den Gast ihres Gemahls, den edlen Telemachos.

Auch uns entließen Schliemanns mit dem freundlichen Wunsch des Wiedersehens, der leider uns unerfüllt blieb, da Schliemann bald danach so plötzlich und unerwartet vom Tode ereilt wurde.

Anfangs von den Gelehrten mit Mißtrauen betrachtet und mit Zurückhaltung aufgenommen, wurde Schliemann nach seinem Hinscheiden eigentlich erst voll gewürdigt. Was hat er in seinem wechselreichen Dasein alles geleistet! Welch herrliche Entdeckungen hätte er noch machen können, wäre er länger am Leben geblieben! Was dankt dem Manne Griechenland nicht alles! Er war es, der den archäologischen Bestrebungen einen neuen Aufschwung gegeben hat, der durch seinen Eifer und sein Beispiel all diese Institute in Athen neu belebte.

Troja, Mykenä, Tiryns hat er erschlossen. Mit dem Homer in der Hand betrat er die ganz verschüttete, totliegende Akropolis von Mykenä, sagte: „An dieser Stelle müssen die Gräber sein und nirgends anders", und grub und fand sie! Wer wollte zweifeln, daß es die Königsgräber sind? Wer, der in Athen das Mykenä-Museum sah (jetzt mit das Sehenswerteste, was diese einzige Stadt bietet), wird nicht überzeugt sein, daß diese goldenen Masken mit den ernst-erhabenen Zügen, daß diese prächtigen, goldenen Diademe und Waffen, all die Prunkgefäße von gediegenem Golde und feinster Arbeit nicht gewöhnlichen Menschen mit in das Grab gegeben wurden, daß sie nur Königen angehören konnten?

Wer, der Schliemanns Bücher lieſt, muß nicht ſtaunen über die Energie, die Arbeitskraft, die Ausdauer und das Entdeckungsgenie des ſeltenen, außerordentlichen Mannes?

Griechenland hat ihm die Aufdeckung alter Ruhmesſtätten, Athen eine Fülle von Funden zu danken, die ſeine Muſeen ſchmücken, die Wiſſenſchaft verdankt ſeiner Lebensarbeit, ſeinen Entdeckungen einen mächtigen Aufſchwung.

Nun liegt er in Athen begraben in dem Friedhof über dem Ilyſſus. Ein antikiſierender Grabbau mit Bronzetür umſchließt ſeine irdiſchen Reſte. Ein Relief in Marmor zeigt ſein Porträt mit dem Tropenhelm, Arbeiter bei den Ausgrabungen leitend.

Ein holländiſches Haus.

In Haarlem ſteht es, dies liebe, trauliche, anheimelnde Haus, in dem ſchönen, ſauberen Haarlem mit dem weiten Domplatz, wo die prächtige, alte Hauptkirche ſteht, in der man eben bemüht war, die Wände von der dicken Tünche zu befreien, welche lange Zeit hindurch die prächtigſten Fresken bedeckt hatte.

Nachdem wir die entzückenden Sehenswürdigkeiten der Stadt, vor allem die wunderbare Franz Hals-Galerie, geſehen und genoſſen hatten, betraten wir das Haus des Jugendfreundes meines Bruders, des Beſitzers der älteſten Buchdruckerei in Holland, Herrn Andrien Enſchédés.

Die Enſchédés ſind eine der angeſehenſten Familien in Holland. Ihnen gehört und vererbt ſich ſeit zwei Jahrhunderten ununterbrochen vom Vater auf den erſtgeborenen Sohn die älteſte Buchdruckerei ſeit Gutenberg. Mein Vater war ſchon mit dem lieben alten Enſchédé innig befreundet, mein Bruder mit deſſen Sohn, den er oft hier beſuchte, und nun kam mein Mann mit mir zum

ersten Male zu dem liebenswürdigen, in seinem Fach als Drucker und Verleger ganz hervorragenden Kollegen.

Sein altes Familienhaus, von außen schlicht, nur unnachahmlich sauber, ist von innen um so glänzender. Auf einen langen Korridor münden die Türen der Gemächer, die alle ebener Erde sind und in den Garten schauen, der auch am Ende des langen Ganges grün und sonnbeglänzt hereinblinkt. Wir betraten die hohen, großen Salons, im Empirestil mit feinstem Geschmack eingerichtet und angefüllt mit Raritäten aus China und Japan. An den Wänden Etageren und Glasschränke voll kostbarstem Porzellan aus Nippon und seltensten Tee- und Speiseservicen. Dazu überall blühende Pflanzen in Majolikakübeln, auf allen Tischen Jardinieren voll duftender Blumen, Vasen, Bronzen, Majolikas, was es nur an Kunstwerken, Antiquitäten und Herrlichkeiten im Reich der Sonne gibt, hier war es zierlich aufgestellt zu schauen. An den Wänden hingen nur wenige Bilder, aber lauter Werke altholländischer Meister und Ahnenbilder von Franz Hals. Die Räume hatten, obgleich sie im ganzen ein Museum, eine Raritätensammlung waren, dennoch den Stempel höchster Wohnlichkeit und köstlichen Behagens mit all ihren Sofas, Causeusen und lauschigen Eckplätzchen.

Wir wurden alsbald in den Speisesaal geführt, der wieder dekoriert war mit Kunstgerät aus dem fernen Osten und dem nahen Delft. Vom feinsten japanischen Porzellan aßen wir die Erzeugnisse dieser holländischen Küche, die, wie alles im Hause, einzig in ihrer Art waren. Nie habe ich ein ähnlich großes Filet auf einer Tafel gesehen wie hier, oder eine nur annähernd so kräftige Suppe gegessen. Auch Fische und Süßigkeiten waren über

alles, was ich je an kulinarischen Genüssen kennen gelernt haben.

Nach dem Essen gingen wir in den herrlichen Garten, wo in einem japanisch dekorierten, mit Kakemonos geschmückten Pavillon Kaffee und Tee serviert wurde. Ringsum leuchteten auf allen Beeten farbenglühende Hyazinthen und Tulpen, duftausströmend. Von ihnen holen die Töchter des Hauses jeden Morgen frische Mengen und füllen die großen Prachtgefäße und Jardinieren, welche die Salons schmücken.

Als wir den aromatischen Kaffee und Tee getrunken hatten, wurden alle die kostbaren japanischen Täßchen auf einen Tisch zusammengestellt und vor die Hausfrau geschoben. Ein Diener erschien mit einem großen silbernen Gefäß, in welches er aus silberner Kanne warmes Wasser goß. Die Töchter des Hauses brachten schneeweiße, mit alten Spitzen besetzte Damasttücher, und nun wuschen Hausfrau und Töchter mit zierlicher Grazie das feine Porzellan und stellten es getrocknet auf die silberne Platte des Tischchens. Ich fand diese altholländische Sitte ganz reizend. Sie mag ihren Grund darin haben, daß man das kostbare Nipponporzellan nicht in die Küche wandern lassen will, wo es von ungeschickten Händen zerbrochen werden könnte.

Ehe wir das schöne Haus und die liebe Familie verließen, durften wir noch in den ersten Stock hinaufgehen. Dort sind die wunderbar behaglichen Schlaf- und Wohnräume der Familie, und dort ist in einem kleinen, viereckigen Gemach mit großem Erkerfenster, durch welches reichlich Licht einströmt auf die dunkel gehaltenen Wände — die berühmte Glassammlung des Hausherrn. Wenn

er die Türen öffnet, steht man geblendet still; man muß das Auge erst gewöhnen an all dies Funkeln und Glitzern wie Rubin, Topas, Smaragd und Kristall. Da stehen in Schränken, auf Gestellen und Borden wahre Prachtgefäße aus Glas, vom allerältesten venetianischen Pokal bis heute. Es sind nur Prunkgefäße ganz seltener und besonderer Art, die man hier zu sehen bekommt, darunter viele seltsame Vexiergläser, die einen, die gar keine Flüssigkeit dem Durstigen spenden, andere, die sie als Springbrunnen entsenden, kurz alles Mögliche an Scherzen und Sonderbarkeiten. Am reichsten sind die mittelalterlichen Pokale vertreten und die entzückenden Kristallglasgefäße der späteren Zeit. Man sieht die seltsamsten Formen und Farben, die Menge ist erdrückend, so daß man nur staunen und bewundern, doch das einzelne nicht im Gedächtnis festhalten kann.

Das Letzte und Merkwürdigste, was wir zu schauen bekamen, war das Atelier, aus dem das wunderbare Diner hervorgegangen — die Küche.

Ein Ah der Bewunderung, als wir eintraten! Alles, Fußboden und Wände, mit Porzellanfliesen belegt, glänzte von Sauberkeit, über den Herd wölbte sich nach alter Art ein sogenannter Mantel. Am Rand desselben war ringsum eine Einfassung alter Brabanter Spitzen und darüber waren riesige, alte Delfter Schüsseln, weiß mit blau, aufgestellt. Auf dem Herde sahen wir prachtvolle Kessel und Kannen aus getriebenem, wie von Künstlerhand ziseliertem Kupfer, und ebensolche Prachtgefäße aus Kupfer und Glockenmetall sah man ringsum auf spitzenbesetzten Borden stehen. An der einen Wand zeigte uns Frau Enschédé die allermerkwürdigste aller alten Wanduhren, hoch und schmal auf dem Boden aufstehend, ein

Unikum alter Kunſt, welches Jahre, Monate, Tage, Stunden und Minuten zeigt.

Ich habe nie etwas Ähnliches geſehen. Die Fee, welche in dieſer ſalonartigen Küche waltet und hier die köſtlichſten Gerichte ſchafft, war eine wunderliebe Holländerin in ſchneeweißer Schürze und Haube.

Man konnte ſich kaum trennen aus dieſem trauten Heim und von ſeinen liebenswürdigen Bewohnern. Nun ruhen Hausherr und Hausfrau ſchon im kühlen Grabe, aber oft denke ich dankbar zurück an jene ſchönen Stunden im holländiſchen Hauſe.

Der Blumenstrauß.

Wir waren ein paar Tage am Thunersee, mein Mann und ich, und wohnten in einem feinen, großen Hotel, am Seeufer. Der See ist erhaben und lieblich zugleich. Das Gelände, an dem das schöne, altertümliche Städtchen liegt, ist belebt und heiter, das jenseitige Ufer ist ernst und einsam, die majestätischen Berge, steil zum Himmel ragend, spiegeln sich dunkel im Wasser. Nur an einer Stelle, auf einer flachen Landzunge, die sich vom Fuß der Berge weit vor in den See streckt, blinkt ein weißes Schloß zwischen hohen Wipfeln dunkler Bäume herüber. Es sieht behaglich wohnlich aus, trotz seines feudalen Aufputzes von Erkern und Türmchen.

Wir nahmen ein Boot und fuhren hinüber, um es in der Nähe anzusehen; das Tor des Parkes war weit offen,

man durfte landen, man durfte den Park betreten. Wie ist er schön! Vor dem Schlosse, sanft abwärts zum See ein weiter, grüner Rasen, mit Blumenbeeten geschmückt, unten am See eine weiße, kunstvolle Steinbalustrade, ganz umrankt von spanischen Wicken, Tropäolums, Winden, Reseden. Es duftet berauschend, die langen Ranken der Tropäolen, besät mit ihren goldenen Blüten, flattern bis tief hinab und schwimmen auf dem See. Die Wicken haben Tausende von Blüten in allen Farben. -

Um das Schloß her riesig hohe dunkle Tannen und helle Linden, deren untere Äste auf dem weichen, hellen Rasen schleppen.

Weit dehnt sich der Park hinter dem Schlosse. Wir durchwandern ihn und kommen rechts zu einer Reihe von Glashäusern, alle offen und mit Gewächsen angefüllt. Niemand hindert uns einzutreten. Gleich in dem ersten die seltensten Gewächse in Blütenpracht! Ich, selig, so viel Schönes zu schauen, äußerte laut mein Entzücken und bewunderte jeden echten Jasmin, jede Rose und Pelargonie und jeden Heliotrop. An dies Haus schloß sich ein zweites, ganz angefüllt mit Gloxinien allein — damals eine Neuheit — und in welcher Farbenpracht und welchem samtenen Schmelz der großen rosa, violenfarbenen, purpurnen und blaßlila Blütenglockenkelche. Ein alter Gärtner in härenem Rock und Schlapphut arbeitete da herum, mit einem Messerchen in der Hand; ich fragte ihn keck nach der und jener Blume, er erklärte mir alle, lächelte freundlich und schritt dann mit uns in das nächste Glashaus. Das war ein feenhafter Anblick. Es war das Haus der Fuchsien. Sie waren an der Rückwand des niederen Hauses hinaufgezogen und dann mit langen Zweigen oben an den Rippen der Glasdecke querüber weitergezogen; von diesen

Ästen hingen tausende der lieblichen roten Glöckchen in allen Varietäten und Nuancen von weiß bis tiefrot und tiefviolett herab. Es war magisch schön! Man hörte es ordentlich wie mit Feenstimmchen läuten! Der alte Gärtner lachte über mein Entzücken und führte uns ins nächste Haus. Das war das Orchideenhaus. Da gab es nun wahre Wunder zu schauen und meine Seligkeit stieg immer höher. Ich sagte dem Gärtner: „Dieser Herr Rougemont" (so heißt nämlich der Besitzer dieses Schlosses) „ist der glücklichste Mensch auf Erden, daß er all das haben kann". Der alte Gärtner lächelte, machte sich wieder an einzelnen Orchideen zu tun und schnitt eine Menge der schönsten ab. Schon vorher in den anderen Häusern sah ich ihn Rosen, Heliotropen, Gloxinien abschneiden, und nun kamen noch diese seltenen Orchideen dazu. Ich dachte: „Gewiß ein Tafelstrauß für die Schloßherrin, welchen der Gärtner liefern soll, o die Glückliche."

Indem ich nun weiter die höchsten Ausdrücke meiner Bewunderung kundgab, waren wir beim Ausgang des letzten Hauses angelangt. Der alte Gärtner wendet sich mit feiner Verbeugung zu mir, überreicht mir den göttlichen Blumenstrauß und sagt: „Herr Rougemont freut sich, daß es Ihnen bei ihm so gut gefallen hat." Nein, dieser Schreck! Das war Herr Rougemont selbst gewesen! Aber auch diese Freude! Ich war ganz außer mir und wußte nun gar nicht, wie ich meine Dankbarkeit genugsam ausdrücken sollte. Er aber weidete sich nur an meiner Überraschung, führte uns noch bis zum Boot und bat, ihn wieder zu besuchen, wenn wir länger in Thun blieben.

Als ich ins Hotel trat mit meinem Riesenstrauß, sagte am Eingang schon der Oberkellner: „O Madame,

Sie waren bei Herrn Rougemont in Schloß Schadau? Denn nur dort gibt es solch herrliche Blumen."

Ich aber — wir reisten ja anderen Tages ab und kamen nie mehr nach Thun in der Schweiz — trug das Bild des lieben, gütigen, alten Gärtners, der Herr Rougemont selber war, für immer und unauslöschlich im Herzen. Die Blumen aber welkten nur zu schnell!

Drei Feſte in Korfu.

I.

Das Spiridionsfeſt zu Korfu am 2. April 1885.

Zum zweiten Male ſchifften wir uns in Trieſt auf dem ſtattlichen Lloyddampfer „Vorwärts“ ein — ein kleiner Kreis Vertrauter. Der Beſte freilich fehlte.*)

So geſtaltete ſich die Fahrt anfangs für mich melancholiſch und wehmutsvoll. Ich blieb am liebſten für mich allein und ließ im Geiſte die ſchöne, heitere Meerfahrt von vor zwei Jahren an mir vorüberziehen.

Indeſſen übten das wonnevolle Wetter und die würzige Seeluft doch ihre alte, belebende Kraft; ich fühlte mich wohler als in Wien und ſaß gerne, den friſchen Odem des Meeres genießend, auf dem Verdeck. Nur eine leichte Briſe war es heute, die das Meer kräuſelte und

*) Moritz v. Gerold war im Herbſt 1883 geſtorben.

es schöner anzuschauen machte, als wenn es spiegelglatt gewesen wäre. So glitt das majestätische Schiff, wie damals, unbewegt, stolz und ruhig durch die Flut dahin.

An einem wunderbar schönen, warmen, heiteren Sonntagsmorgen fuhr ich denn zum zweiten Male ein in die herrliche Bucht von Korfu.

Als der Anker hinabrasselte, das Schiff stille stand und mein Blick auf die helle, weiße, hoch hinangebaute, sonnbeglänzte Stadt fiel, die uns das erstemal schon so freundlich aufgenommen, füllten heiße Tränen meine Augen, denn der damals an meiner Seite gewesen, mein teurer Gatte, war nicht mehr. Wie damals sahen wir das Boot mit Österreichs Flagge vom Molo abstoßen, und bald war unser lieber Freund, Konsul Baron Warsberg, an Bord, uns zu begrüßen. Nach den ersten Worten fragte er gleich, ob uns die Meerfahrt nichts angehabt hätte und wir aufgelegt wären, ein hübsches Schauspiel zu sehen, das sich uns heute noch biete. „Dann ziehen Sie sich nur gar nicht aus, wenn Sie ins Hotel kommen," fuhr er fort, „sondern gehen Sie, wie Sie sind, gleich hinab auf die Spianata, denn heute ist das Fest des heiligen Spiridion, des Schutzpatrons der Insel, Sie sehen da alle Trachten Korfus beisammen, und bald beginnt der Umzug." Wir fuhren denn eilig, von Warsberg geleitet, im Boot ans Land und im offenen Wagen mit ihm die schöne Meerstraße hinan zur oberen Stadt, wo er uns an der Pforte des Gasthofes verließ.

Freundliche, noch wohlbekannte Gesichter begrüßten uns im Hotel St. Georges. Wir fanden unsere Zimmer reizend hergerichtet und von Warsberg mit einer Fülle der herrlichsten Blumen geschmückt. Namentlich entzückte

uns ein großer Korb voll Riesendolden schneeweißer Levkojen, die berauschenden Duft ausströmten, und dazwischen rosafarbener, gefüllter Pönien von einer bei uns nie geahnten Größe. Auf dem Tische lag nach Osterſitte (es war Palmſonntag heute) ein langer, ſchön gebogener, heiliger Ölzweig, mit Gold und buntem Flitter eigentümlich geſchmückt. Das alles war von dem Freunde! Die Fenſter ſtanden weit offen, warme Luft und Blumenduft aus den Anlagen der Spianata ſtrömten herein; eine bunte Menge wogte unten auf dem von Alleen umgebenen rieſigen Platze auf und nieder. Wir eilten ſchnell hinab. Da gab es zu ſchauen, daß man hundert Augen hätte haben mögen. Das Landvolk war im ſchönſten Sonntagsputz zur Stadt gekommen. Die Pracht der weiblichen Koſtüme war herrlich! Frauen und Mädchen trugen dunkle oder auch farbige Röcke in bunter Mannigfaltigkeit, unten mit Band benäht. Ihre Mieder mit Achſelbändern von Samt, mit Gold geſtickt, waren nur halbhoch, wie breite Gürtel, und oben quollen feine, weiße, faltige Hemden heraus, auch goldgeſtickt, durchbrochen, mit Spitzen geſäumt; ebenſo reich mit Spitzen durchzogen und geſtickt die weißen, weiten, am Handgelenk geſchloſſenen Ärmel. Viele der Frauen hatten noch über dem Hemde die prachtvolle griechiſche Jacke, kurz, vorne offen, mit Ärmeln, die entweder ganz enge ſind oder ſeitlich aufgeſchlitzt, daß der weiße Ärmel ſichtbar wird. Dieſe Jacken waren vom feinſten, veilchenfarbenen, granatroten oder dunkelgrünen Samt, ein Wunderwerk kunſtvoller Goldſtickerei. Die jungen Mädchen trugen Korallenſchnüre um das braune Hälschen; die Frauen aber hatten die ganze Bruſt behangen mit Ketten, Münzen, altertümlichen Kreuzen, Medaillons und Goldfiligranſachen. Auch in den

Ohren funkelten große, breite Goldringe, und schwere, mit Steinen besetzte an den Fingern. Dieselbe Mannigfaltigkeit wie in den Hemden und Jacken erschien in den Schürzen und Schleiern. Weißgestickte Mullschürzen, Spitzenschürzen, bunte Schürzen waren zu sehen und farbige Bänder oder lange Schleifen zierten sie. Um den Kopf lag malerisch gesteckt der schneeig weiße Schleier, oft nur über den Haaren, oft über der mit rotem Band durchflochtenen Krone von Zöpfen, immer aber hoch und diademartig aufgesteckt und in reichen Falten über den Rücken hinabwallend. Manche Frauen hatten Schleier von gelbem, durchsichtigem, seidenartigem Stoffe, die reizend kleideten, wieder andere hohe Diademe von Blumen und darüber erst zierlich den Schleier gesteckt. Man denke sich nun das Gewimmel von hunderten solcher Gestalten, die jungen Mädchen meist von zarter Schönheit, feinen Zügen, regelmäßigem Profil, und dazwischen die schmucken Männer mit den weiten, blauen, unterm Knie gebundenen Beinkleidern, den weißen Strümpfen und bunten Schnabelschuhen. Auch sie tragen dunkle Jacken, vorn offen, über weißen Hemden, aber von Tuch und ohne Stickerei, bloß mit goldenen Knöpfen besetzt. Auf dem Kopfe sitzt malerisch ein großer, weißer, flacher Strohhut. Es war ein so farbenreiches, prächtiges Bild, daß wir uns nicht satt sehen konnten. Dazu blauer Himmel, dunkle Zypressen, knospende Laubbäume, Blumenduft, kurz echte Frühlingsstimmung des Südens.

Bald stellte sich die Volksmenge als Spalier an jenem Wege auf, der unter Bäumen rings um die Spianata läuft. Die Glocken läuteten, die Prozession nahm ihren Anfang. Militär und Militärmusik eröffneten den Zug, dann folgten die obersten Behörden Korfus — im

Frack! Und dann in langer Reihe die hohe Geiſtlichkeit in ihrem ſchönſten, goldbrokatenen Ornat. In ihrer Mitte ward in hohem, goldenem Palankin, aufrecht ſitzend, hinter Glasfenſtern ſichtbar, die ſchwarze Mumie des heiligen Spiridion getragen. Rings umher ſchritten Männer, wohl 30 an der Zahl — die ſchief im Arme Koloſſalkerzen von Wachs, dick wie Baumſtämme, trugen, bemalt und mit Gold und Blumenguirlanden umwunden. Die Männer unterlagen faſt ihrer Laſt und blieben oft ſtehen, um ſich den Schweiß von der Stirne zu wiſchen. Wir fragten, ob es beſondere Büßer ſeien, die ſich dieſer Anſtrengung unterziehen. Keineswegs! Es ſeien die angeſehenſten Bürger der Stadt, die es ſich zur Ehre anrechnen, dem Schutzheiligen dieſe geweihten Kerzenungeheuer nachzuſchleppen! Zugleich hofften ſie allerdings, ihre Sünden damit abzubüßen. Es folgten noch Ordensgeiſtliche, Bruderſchaften, Muſikbanden, Militär und endlich Volk in Menge.

Nachdem ſo der heilige Spiridion rings um die ganze Spianata getragen war und alles vor ihm andächtig im Staube gelegen hatte, wurde er wieder zurück in die Kathedrale gebracht.

Auf dem Platze aber promenierte nun die Menge bis zur Nacht und in dicht gereihtem Kranze umſtanden die ſchönen Korfiotinnen in ihren goldgeſtickten Jacken und weißen Schleiern die Muſikbande, regungslos und ſtaunend den Weiſen lauſchend, die ſie ſpielte.

Noch ein kleines Intermezzo machte mir Freude. Es trat plötzlich aus dem Volksgewühl ein junger Soldat auf uns zu und ſalutierte freundlich. Er hatte die goldene Sechs auf ſeiner Schulter, und wir erkannten in ihm den

schönen Alexander vom sechsten Regiment, der mir vor zwei Jahren das Hündchen Exi geschenkt hatte. Wir staunten, daß er auch uns gleich wieder erkannt hatte. Durch Zeichen deutete ich ihm an, daß „Herzchen" lebe und sehr groß geworden sei. Leider konnte ich noch immer nicht mit ihm sprechen, denn aus dem guten Vorsatz, Griechisch zu lernen, ist einstweilen — noch nichts geworden.

▽ ▽

II.

Griechiſche Oſtern.

1885.

Wer die Oſterzeit in Griechenland verlebt, der ſchaffe ſich gute Nerven an.

Wir brachten die Oſtern diesmal in Korfu zu. Der Gründonnerstag und der Karfreitag ließen noch nichts ahnen von den Schreckniſſen, die da kommen ſollten. Die Stadt ſah ſehr feſtlich aus, da eine große Menge ſonntäglich gekleideter Menſchen Kirchen und Straßen füllte, und wieder ſah man allenthalben, namentlich beim Abendkorſo, auf der Spianata die geſchmückten Landleute der Umgegend mit ihren Frauen und Töchtern in den ſchon geſchilderten reichen, bunten, goldgeſtickten Anzügen.

Ging man aber vor die Tore hinaus, da hörte man allerorten ein entſetzliches Heulen und Blöcken. Ganz Korfu widerhallt drei Tage lang von dieſen Jammertönen, denn wie ein Gürtel zieht ſich rings um die Stadt der öſterliche Lämmermarkt. Da ſtehen ſie zu hunderten auf dem Raſen, an Bäume angebunden, die armen, kleinen Schäfchen. Ihre Beſitzer feilſchen mit den zahlreichen Käufern;

man zerrt die hilflosen Geschöpfe hin und her, befühlt sie, ob fett genug, reißt sie an den Beinchen in die Höhe und achtet nicht ihres herzzerreißenden Blöckens. Da bekommt man einen wahren Abscheu vor der Roheit dieser Menschen. Man sucht zu fliehen und aus diesem Höllenkreis hinauszukommen, aber überallhin folgt der traurige, oft wie Kinderweinen klingende Klageton.

Während die Männer so einkaufen gehen, ziehen die Frauen in den Kirchen umher, welche reichgeschmückt im Lichterglanze prangen, und in denen es so gedrängt voll ist, daß man sich kaum hineinwagt.

So kommt der Karsamstag denn heran.

Man sagte uns, wir sollten im Moment der „Auferstehung" in die Straßen schauen, da „gehe es los", da gäbe es „was zu sehen!"

Man postierte uns im Hotel an ein rückwärtiges Fenster, aus welchem man in drei enge Seitengassen unten zugleich hineinblickt und noch überdies den Turm der Kathedrale über den gegenüber liegenden Dächern herausragen sieht. Oben, in des hohen Turmes offener Galerie, neben den Glocken, stand ein Mann, der schon den Strang in der Hand hielt und auf das Zeichen des „Christ ist erstanden" aus der Kirche wartete. Tief unten in den Gassen aber stand vor jeglicher Haustüre ein Grieche in seinen weißen Strümpfen, seinen blauen Pumphosen, seiner schwarzen Tuchjacke und hielt ein angebundenes Lamm mit seiner Linken fest, in der Rechten hielt er das blitzende Messer. Alle diese Lämmer stießen ..... herzzerreißendere Klagetöne aus, wie beim Verkaufe gestern. Es war ein Konzert der Verzweiflungstöne. Ich hielt mir beide Ohren zu, um es nicht hören zu müssen, und dennoch drang der wimmernde Klagelaut zu mir.

Als nun oben der Türmer am Strange riß und der erste, tiefe, feierliche Glockenton über die Stadt hin schwebte, fuhren unten die Messer auf den Hals der armen Opfer. Letzte, gequälte Schmerzensschreie aus den Kehlen der armen Tiere, dann Totenstille. Aber vor jedem Hause Korfus eine große Blutlache und ein Mann, der dem kaum getöteten Geschöpf das Fell von dem noch rauchenden Körper herunterreißt! Es ist noch immer das alte, den Göttern dargebrachte Opfertier. Der Erstling des Jahres. Gleichzeitig fliegen aus allen Fenstern alte irdene Töpfe und Schüsseln auf das Pflaster der Straße hinab und machen einen wüsten, höllischen Lärm, vermischt mit dem Gelächter der Frauen, die sich so ihres unbrauchbar gewordenen Küchengeschirrs entledigen. Natürlich werden um diese Stunde von den Korfioten die Straßen vollständig gemieden. Wehe dem Fremden, der da hindurchgeht! Das ist eine religiöse Feier, ein Ausdruck der Gottesverehrung bei den Nachkommen des Homer, des Äschylos und des Plato!

Und nun beginnt der zweite Teil des Festes, so toll und lustig als der erste schrecklich.

Kaum ist „Christus auferstanden", so feiert ihn die griechische Bevölkerung mit Freudenschüssen. Es erscheint sogleich nach dem Topfwerfen alles, was männlich ist, in Korfu — vom Knaben bis zum Greise — in den Straßen, mit irgendeiner Schußwaffe armiert, und feuert in die Luft. Das ist ein fürchterliches Knallen den ganzen lieben langen Tag von Karsamstag bis zum Osterdienstag, daß man es kaum auszuhalten glaubt. Wehe, wenn man sich auf der Straße blicken läßt! Die edlen Jünglinge Korfus finden den größten Spaß daran, jedesmal, wenn sie Damen begegnen, plötzlich dicht neben ihren Ohren

loszufeuern, so daß man auch bei den stärksten Nerven nicht auszugehen wagt. Dazu die entsetzlichen Blutlachen überall, und auf jeder Haustür das Kreuz, dick mit dem Finger hingeschmiert, von frischem Blut neben den alten, verblaßten der früheren Jahre.

Wir ergriffen alsbald die Flucht aus der Stadt hinaus und fuhren an den beiden Osterfeiertagen möglichst viel aufs Land, in den Ölwald, an das Meer, zu irgend einer einsam gelegenen Villa, weit von Stadt und Dörfern.

Desto größer erschien uns dann der Spektakel, wenn wir abends heimkehrten. Am ärgsten war's den letzten Tag, dem Osterdienstag. Da mußte es um 6 Uhr ein Ende haben. Nach dieser Stunde darf kein Schuß mehr fallen. Zufällig blieben wir die letzten paar Stunden auf unseren Zimmern und hatten Gelegenheit, das Austoben der Schießenden auf der Spianata mit anzusehen. Heute war es so komisch anzuschauen, daß meine Begleiterinnen gar nicht vom Fenster weg konnten und sich schüttelten vor Lachen. Die ganze Jugend von Korfu tobte nämlich auf dem Riesenplatz umher und schoß mit noch mehr Eifer als die Tage vorher, Schlag auf Schlag, und zwar aus den sonderbarsten Röhren heraus. Da sah man Waffen von wahrhaft antidiluvianischer Konstruktion, dann wieder welche, die aus alten Zeughäusern entlehnt schienen, auch schön verzierte türkische Gewehre und Pistolen. An den Straßenecken und unter den Bäumen aber waren kleine Mörser und Kanonen aufgefahren, die mit den anderen um die Wette dröhnten. Die Buben ließen fortwährend eine Art von Schwärmern am Boden aufeinander los, und entsetzt schreiend, die Röcke hoch aufhebend, sprangen die promenierenden Frauen, wenn solch

eine feurige Schlange ihnen vor die Füße geworfen wurde. Dazu das Lachen, Kreischen und Schwatzen Tausender von Menschen, die Militärmusik im Mittelpunkt des Platzes, das Heulen und angstvolle Umherjagen der zahlreichen Hunde Korfus, welche das Schießen nervös machte, und die gar nicht begriffen, was aus ihrem sonst so friedlichen, tagsüber so menschenleeren Tummelplatz — der Spianata — geworden war. Es war wirklich höllisch. Die Menschen schienen außer Rand und Band zu sein. Meine Begleiterinnen fuhren oft erschrocken zurück vom Fenster, weil die Schwärmer bis herauf zischten und mehr als ein Jüngling im Scherze mit seiner harmlosen Riesenpistole nach den „Fremden" zielte.

Immer ärger ward das Treiben, die wahrhaft bacchantische Raserei immer toller, je näher der Abend kam. Da schlug es 6 Uhr vom Turm der Kathedrale. Noch eine tausendfache Salve — dann plötzlich tiefe Stille. Die Kanoniere zogen rasselnd mit ihren alten Geschützen ab; die Menge verlief sich allgemach und die Jugend Korfus ging endlich nach Hause, betrübt, daß die große „Oster-Hetz" (wie man es in Wien nennen würde) nun wieder für ein ganzes Jahr vorüber war.

▽ ▽

III.

Ein griechiſches Kirchweihfeſt.

Es iſt die ſchönſte der Fahrten auf der phäakiſchen Inſel, welche wir heute gemacht haben, quer durchs ſchmale Inſelland, von der Nordküſte zur Südküſte, von Korfu nach Paläocaſtrizze. Schon um 6 Uhr früh rollten wir im leichten, offenen Wagen in den blütenduftigen Morgen hinaus, in der Richtung gegen den Salvatore hin, immer hügelauf, hügelab, bald durch Ölwälder mit blumenüberſätem Boden, bald zwiſchen Wein und Gemüſefeldern hin. Vor Ypſo biegt die Straße links ab, der Salvatore, ſeither vor uns, bleibt nun zu unſerer Rechten. Wieder geht es durch herrlichen, dunklen Ölwald weiter. Bald tritt der Weg aus ihm heraus in eine Felſenenge, am tief unten rauſchenden Bache aufwärts führend. Die Felſen ſind auf das maleriſcheſte mit Geſträuch und Schlingpflanzen überwachſen und überhangen. Myrten-, Leutiscus-, Ilexeichengebüſche wechſeln mit Oleander und wilden Roſen in voller, lichter Blütenpracht. Dazwiſchen die farbigen Blumen alle. Die lila Gladiolusähren, die gelben Phlomisquirle, die roſaglühenden, groß-

blumigen Malven, tiefblaue Iris, Ophris in Fülle und eine entzückende, rosenrote, sternförmige, große Komposite von dem Habitus der Scorzonera purpurea, die Crepis rubra. Beim Haus des „Dottore", einer einsamen, schön gelegenen Villa, auf einem Hügel über dem Wasser, öffnet sich die Schlucht und man gelangt in die große Hochebene, welche gleichsam das Zentrum der Insel bildet. Es ist dies weite, großartige, baumreiche Hochtal eine Landschaft, wie ich keine schönere kenne. Sie hat einen großen, ernsten Zug.

Wir rollten leicht auf guter Straße über dieses von Bergzügen in grandiosen Linien und weitem Bogen umgebene Hochplateau dahin. Noch immer hatten wir zur Rechten die dunkle, imposante Felsenmauer des doppelgipfeligen S. Salvatore. An ihn schließt sich der fast ebenso hohe Pantaleone; die Einsenkung zwischen beiden, wo die Straße hinübergeht zum Meere, ist der Pantaleone-Paß. An den Hängen des steilen Pantokratos (so hieß der Salvatore im Altertum) auf halber Höhe grüßen weiße Dörfer hell aus dem dunkleren Ölwald. Sie stehen über den steilsten Abstürzen. Unser Weg führte bald durch Wiesen, bald durch Baumpflanzungen oder durch niederes Myrten- und Lorbeergestrüpp.

Oft lockten uns köstliche Blumen auszusteigen und zu botanisieren. So fand Freund F. eine wundervolle, schlank und hochgewachsene, blaßblaue, dunkelblau punktierte Iris, ganz verschieden von denen, die jetzt hier massenhaft blühen, und ich ein großblumiges, rosenfarbenes Linum auf hohem Stengel.

Wir hatten nun bald das Hochplateau überschritten. Es wird wieder hügelig, unsere Straße steigt eine Anhöhe

hinan und wendet sich ganz dem Salvatore zu. Zur Rechten erblickten wir tief unter uns am Fuße des Abhanges einen kleinen, dunkelgrünen, alpinen See. Jenseits blinkt darüber das am Salvatore hängende, weiß leuchtende Dörfchen, dessen schöne Lage uns den ganzen Weg her schon fesselte. Wir kamen wieder in Ölwaldschatten und fuhren bergauf. Der Pantokratos tritt allmählich zurück, ein neuer Berg erscheint, erst vor uns, dann uns zur Rechten; wir fuhren seinen Fuß entlang. Es ist dies ein gigantisches Felsengebirge von herrlichen Konturen, mit senkrechten Wänden und Abstürzen, schwindelnd hoch. Wir konnten, da wir so nahe waren, mit dem Auge kaum den Gipfel erreichen. In den ockergelben und roten Wänden des grandiosen Berges sieht man viele Höhlen; an seinem Fuße ist das Tal mit Felstrümmern besät. Die Hauptwand stürzt senkrecht ab; wir fuhren lange Zeit an ihr entlang. Sie erinnerte uns lebhaft an die Trisselwand in Alt-Aussee, nur daß diese hier höher, das Gestein goldiger, der Himmel darüber blauer und alles farbenprächtiger erscheint. Ganz oben ist ein breiter Felsspalt, aus dessen Mitte ein einzelner runder Fels scheinbar herauswächst — eine ganz seltsame Gebirgsbildung. Diesen Schwammfels krönt ein winziges, dicht am Abgrunde stehendes Kirchlein; es heißt Kiriakiri. Auf steiler Höhe desselben Berges, an einer anderen Felswand, thront wunderbar schön das Dorf Dukate.

Nun biegt mit scharfer Wendung der Weg um eine Ecke. Da sehen wir dicht vor uns ein Bild — wie eine Erscheinung — —: Auf einer Erhöhung knapp am Wege im duftenden Grase, vor einer Gruppe von Gebüschen, saßen etwa dreißig junge Frauen und Mädchen in ihren weißen Schleiern und reichen Gewändern. Sie saßen dicht

über- und nebeneinander im Grünen da, stumm, regungslos. Es sah aus, als hätte ein Photograph sie eben malerisch gruppiert, um ein Bild zu machen. Es war ganz eigenartig, wunderschön. Sie ruhten offenbar auf dem Wege zum Feste hier ein wenig aus.

Wir sahen von nun an mehr und mehr Gruppen von Landleuten des Weges ziehen und ganze Züge aus den hochgelegenen Dörfern die Berge hinabschlängeln, zu Fuß, zu Pferde, zu Esel. Von ferne, an den gelben Wänden, nahmen sich diese Karawanen reizend aus, besonders wenn die Frauen mit ihren wehenden Schleiern zu Pferde saßen und die schlanken Männer ihre Tiere führten.

Der Weg senkte sich nun wieder zwischen Felsen abwärts, und plötzlich — bei einer Biegung — siehe, da lag es tief unten zu unseren Füßen, das dunkelblaue, leuchtende, jonische Meer! Bald waren wir ihm nahe, erreichten den Strand und sahen dies wundersam zerklüftete, klippige Ufer, wo die Brandung großartig rast und donnert und bergeshoch der Schaum an den Felsen aufspritzt.

Es kam jetzt ein Stück Straße, welches unbeschreiblich schön und herrlich war. Vom Strand aus ging es wieder steil hinan. Auf kühn über den Abgrund gespannter Bogenbrücke wurde eine Schlucht überschritten und hoch oben zog sich nun die Straße zwischen Felswand und senkrechtem Abgrund. Bucht um Bucht wurde umfahren. Klippen sprangen hinaus, ockergelbe Blöcke schimmerten tief unten aus dem dunkelblauen Gewoge. Um sie her tobte die Brandung mit Donnergetöse und bis zu uns herauf spritzte der weiße Schaum und Gischt.

Draußen aber war eine Bläue, eine Größe, eine Unendlichkeit, daß der Blick es kaum zu umfassen vermochte — diese Ferne, wo Meer und Himmel hell und duftig, zart und doch so blau ineinander flossen.

Die Felsen zu unserer Rechten aber, die Plateaux mit den ganz in Ölwald eingesponnenen weißen Dörfern auf ihren Höhen, wie zu ihren Füßen, die Wiesen und die Schluchten, alle waren auf eine Weise von Blüten und Blumen übersät, daß es betäubend duftete und verwirrend bunt erglühte. Kolossale Phlomissträucher glänzten golden, die Salvias, Saturejas und Rosmarinbüsche waren voll von hellila Blüten; eine Cistusrosenart, ganz klein, schneeweiß (an Dryas octopetala mahnend), umspann die Steine, bedeckte den Boden, dazwischen leuchteten die Goldfunken eines großblühenden Helianthemums und liebliche, rosenfarbene Nelkchen, welche kleine Polster bildeten. Um alles aber rankte sich in fliegenden Büschelchen mit ihren zarten, groß offenen, rosa Kelchen die graziöseste aller Mediterranpflanzen — der Convolvulus althaeoides. Hie und da leuchtete ein Granatbusch mit seinen Purpurblüten auf, und aller Enden standen die großen, goldblütigen Gebüsche von Spartium jenseum, die wie Feuergarben aufstiegen.

Alle Sinne waren in einer wahren Ekstase. Das Rauschen, das Farbenglühen, das Duften und die weiche, wonnevolle Luft dazu, die einem so schmeichelnd entgegenweht, dies alles gibt es nur einmal in der Welt — nur in Korfu!

Eine neue Wegesbiegung und vor uns stieg er auf, der grün umbuschte, steile Felskoloß, dessen Gipfel das Kloster Palão Castrizzo krönt. Er springt als ein Vorgebirge ins Meer hinaus, rechts und links von ihm

runden sich daher zwei Meeresbuchten in die steilen Felswände hinein, welche von einer so fabelhaften Bläue sind, wie ich ähnliches nie noch an einem Meer gesehen habe. Da an der ganzen Südküste solche Felsvorgebirge in die See vorspringen, bilden sich unzählige lauschige Buchten, gegen das Land zu oft eben auslaufend. Unsere Straße, jetzt von der Höhe herabgestiegen, ging dicht an der letzten dieser wunderschönen Buchten entlang, die man sich unwillkürlich als Aufenthalt von Meeresgöttinnen und lieblichen Nymphen ausmalt.

Wir befanden uns nun am Fuße des Klosterfelsens. Hier mußte der Wagen bleiben. Der steile, in den Fels gehauene Serpentinenweg, der hinaufführt, ist nur zum Reiten und Gehen möglich.

Ach, wie herrlich ist dieser Weg! Welche Landschaftsbilder eröffnen sich bei jedem Schritt hinan, bei jeder Biegung! Und welche Üppigkeit der Vegetation an den Felsen, an welche der Weg sich einerseits dicht anschmiegt, während auf der anderen Seite der Abgrund — ganz von Granaten und Myrten überwuchert — steil abfällt. Man mag hinausschauen in die tiefblaue Unendlichkeit des jonischen Meeres oder zurück zur Insel, wo hinter den Buchten, über schmaler, ölbaumbestandener Ebene senkrechte Felswände sich türmen, oben von Wiesenplateaux gekrönt, die weißleuchtenden Dörfer tragend, und hinter diesen dann die hohen, majestätischen Berge der Insel mit ihren prachtvoll gezeichneten Linien sich aufbauen — überall ist eine wunderbare, mächtige Schönheit. Die Landschaften Korfus haben besonders hier an dieser Küste einen grandiosen Zug. Das Land Homers und seiner unsterblichen Götter und Helden spricht ergreifend zu uns.

Heute kam zu Luft und Meer und Landſchaft, zu Duft und Blumen noch ein beſonderer Reiz: die Menſchen.

Während es ſonſt hier einſam iſt wie auf einer Inſel im ſtillen Ozean, ſtrömte heute das Landvolk überall herbei. Von allen Bergen in der Runde ſahen wir an den ſteilen Wänden die weißen Züge herabkommen zum Strande und von hier wieder denſelben Pfad, den wir ſchritten, hinanſteigen, ein einziger, langer Pilgerzug. Als wir oben anlangten, kamen wir in ein wahres Menſchengewimmel. Der kleine, freie Platz vor dem Eingang zum Kloſter war ganz angefüllt mit korfiotiſchen Männern in ihrer kleidſamen Tracht. Verkäufer, Zigeuner, Muſikanten trieben ſich, wie bei jedem richtigen Kirchtag, in Maſſen umher. Man ſtand und lagerte im Graſe. Wohl zwanzig große Feuer brannten in dazu hergerichteten Gräben, und über jedem drehte ſich, von einem Buben gehalten, ein hölzerner Spieß mit einem Lamm oder Zicklein daran — ein für mein tierliebendes Herz fürchterlicher Anblick, ſo homeriſch er auch war. Dicht dabei, unter den einzelnen Bäumen des Platzes angebunden, ſtanden ſie noch lebend, die armen jungen Tiere, und mußten mit anſehen, wie eines nach dem anderen von ihnen ergriffen und geſchlachtet wurde, wie man das Blut zur Erde rinnen ließ, das Fell noch rauchend herunterriß und den kleinen, geſchundenen Körper an den Spieß ſteckte.

Es war mir entſetzlich, beim Hinaufgehen die armen Opfer noch an Bäumen angebunden zu ſehen und beim Hinabgehen den Platz leer zu finden. Nur die Stricke hingen noch da.

Fing nun der kleine Braten an zu duften, ſo traten die Männer heran nahmen ihre Dolche aus dem Gürtel,

schnitten sich ein Stück ab und verzehrten es gleich stehend. Dort an der Klostermauer, wo Tische und Bänke aufgestellt waren und purpurner Korfuwein ausgeschänkt wurde, holten sie sich gefüllte Becher dazu und leerten den feurigen Trank.

Die ganze Szenerie: die malerischen Gruppen der Hunderte von lebhaft schwatzenden und gestikulierenden Männern in den bunten Trachten, die großen Feuer, die vielen Tiere umher (Reittiere standen rings angebunden), das azurblaue Meer in der Tiefe, die weißen Hallen des Klostergebäudes als Hintergrund, über allem der weite, tiefblaue südliche Himmel — es war ein Bild aus der Odyssee. Wir staunten, daß nicht eine einzige Frau dabei zu schauen war, und wir hatten doch so viele hierher wandern sehen. Das Rätsel sollte bald gelöst werden. Wir gingen das Kloster anzusehen. Es ist ein wunderbar malerisches Auf und Ab von weißen Treppen, Terrassen, Mauern; darüber die seltsam geformten Glockentürme, dann die aneinander gereihten Mönchszellen, jede mit einem Ausgang in den großen Vorhof, alles beschienen von der hellsten Sonne des Südens, blendend weiß.

Gegenüber den Zellen, an der anderen Seite des Vorhofs, steht für sich allein die Kirche, und an diese, nur durch einen schmalen Gang getrennt, grenzt die große, wundervolle Loggia, die über den steilen Felsabsturz gegen das jonische Meer hinausblicken läßt, eine weite, von schlanken Säulchen getragene Bogenhalle. Ganz einzig groß ist von hier die blaue Unendlichkeit der See, der Niederblick auf die buntbewachsenen Felsklippen und Uferbuchten.

Unsagbar schön ist's hier! Heute freilich wimmelte es auch hier von Menschen. Sonst — wir lernten es

auf späteren Partien, wo uns hier der Mittagstisch gedeckt wurde, erst recht kennen — ist tiefste Stille, Ruhe und Einsamkeit. Warsberg zog sich oft, wenn er ungestört sein wollte, auf ein paar Tage hieher zurück.

Eine niedrige Tür an der Rückseite der Loggia führt in einen kleinen Hof, der ganz übersponnen ist von einer dichten Weinlaube. Von da geht ein Eingang in die Kirche, welche die eine Seite dieses stillen Hofraumes begrenzt. Die übrigen Seiten mit ganz niederen, weißen Mauern lassen durch die Stämme der Reben hindurch wieder auf die Bläue des Meeres schauen. Eine Pforte in der Mauer führt ins Freie, in eine Wildniß von Feigenbäumen, Myrthen, Granaten und tausenden leuchtender Blütensterne. Hier, wo der Fels wieder fast senkrecht in die Meerflut abstürzt, war es abermals märchenhaft schön, daß man sich kaum trennen konnte.

Endlich wollten wir uns die Kirche ansehen und öffneten die Tür. Welch ein Bild bot sich unseren Blicken! Da standen sie, die von uns vermißten Frauen, nur Frauen. Mitten im Kirchenschiff standen sie (keine kniete oder saß), unbeweglich, wie gebannt nach dem goldfunkelnden Altar blickend, als hätten sie dort eine Vision. Die meisten waren jung und schön, herrliche Köpfe unter ihnen. Mit ihren weißen Schleiern und goldgestickten Gewändern sahen sie wie eine Versammlung von Prinzessinnen aus. Wir konnten uns nicht satt sehen an dem Zauberbilde.

Leise gingen wir wieder hinaus, um ihre Andacht nicht zu stören und blieben unter dem Laubendach des Hofraumes. Kaum aber hatten wir uns an der Mauer gesetzt, um ein wenig auszuruhen, als auch schon sämtliche Frauen aus der Kirche traten, an der Kirchenwand

ſtehen blieben und uns unverwandt anblickten. Wir ſie desgleichen. Denn nun erſt konnten wir ſo recht mit Muße und Vergnügen die auffallende Mannigfaltigkeit dieſer ſchönen Koſtüme betrachten.

Sehnſuchtsvoll blickten wir hinüber, denn wir hätten gar zu gerne manches in der Nähe geſehen; ſie blickten neugierig herüber. Endlich gingen wir näher, ſie ebenfalls. Auf einmal waren wir beiſammen. Daß wir ſie bewunderten, das merkten ſie recht gut und ließen uns deshalb nun ihre Stickereien, ihren Schmuck ſo viel wir nur wollten betrachten. Sie wieder fühlten zutraulich unſere Kleider, unſere Sachen an, und ſo kam es zwiſchen ihnen und uns zu lebhafter Unterhaltung, ohne daß eins des andern Sprache verſtand. Ein Herr aus Korfu, der dazu kam und mit uns italieniſch ſprach, machte den Dolmetſch. Beſonders unterhielten wir uns mit einer luſtigen, wunderſchönen, jungen Frau in reichſter, goldüberſäter Tracht und einem hübſchen, unſchuldig blickenden, ganz weiß gekleideten, jungen Mädchen. Die junge Frau trug wohl zehn bis zwanzig Ketten um Hals und Bruſt, teils von Bernſtein, teils von Korallen, Granaten, weißen und blauen Glasperlen, Goldfiligran. Jede Kette war anders gefaßt und angereiht. Die Finger waren voller Ringe, in den Ohren hingen lange, reichverzierte Gehänge, der Schleier war mit dicken, goldenen Nadeln geſteckt. Kreuze, Amulette, Heiligenbildchen, in Goldfiligran gefaßt, trugen ſie faſt alle. Die junge Frau ward ſo zutulich mit uns, daß ſie uns ſchließlich küßte und umarmte.

Wir ließen ſie durch den freundlichen Korfioten bitten, zu tanzen; denn von dieſem noch ſo ganz antiken, rhythmiſchen Tanz, den man nur bei ſolchen Feſten zu ſehen bekommt, hatte uns Warsberg mit ſo viel Be-

geisterung erzählt. Aber die Schönen wollten nicht, hatten allerlei Ausflüchte: die richtige Musik sei nicht da, der Platz sei zu klein usw.

Als wir später (die Frauen entfernten sich allmählich, von den Männern abgerufen) den Berg wieder hinabschritten, kam uns die junge Frau nach. Sie thronte in in ihrem weißen, wehenden Schleier auf schön geschirrtem Pferde, das ihr Gatte — auch ein schöner, junger Landmann — am Zügel führte. Sie sagte uns noch einmal ihr freundliches Kali mera, rief es zurück, so lange sie uns noch sah, und zuletzt rief sie noch mehrmals — ganz stolz, auch noch etwas anderes zu wissen —: Addio, addio!

Die beiden Bilder — das der Männerversammlung auf dem kleinen Platze um die Feuer her, an denen der Spieß mit dem Braten sich drehte, und das der in der Kirche so ruhig stehenden, wundervollen Frauengestalten — bleiben uns unvergeßlich.

Unten am Fuße des Klosterfelsens angelangt, setzten wir uns an einer der tiefblauen Meeresbuchten in den blühenden, süß duftenden Salbei, der alle Steine überkleidet. Zu Füßen hatten wir den feinen, gelben Strandsand, auf dem die Wellen bis zu unseren Steinen heranrollten und leckten.

Dann holten wir aus dem Wagen unser Mahl herbei. Bei allen korfiotischen Landpartien wird ein solches mitgenommen. Der Wirt im Hotel packt es in einen großen, wohl verschlossenen Korb. Der Kutscher macht dann beim Dejeuner den Diener. Er deckt das weiße, sanbere Tischtuch auf einen Stein, teilt Teller, Bestecke, Servietten und Gläser aus und trägt die

appetitlich hergerichteten kalten Speiſen: Schinken, Hühner, gekochte Eier, Butter und friſches Brot auf; dazu des roten, feurigen Korfuweines ſo viel man will. Am Schluſſe aber fehlen ſie niemals, die köſtlichen Äpfel der Heſperiden, die Goldorangen. Es iſt das Herrlichſte, was Korfu bietet. Nirgends in der Welt ſind dieſe edlen Früchte und ihre kleinen, ſüßen, ſaftreichen Geſchwiſter, die Neſpoli (japaniſche Miſpeln, die aber wie große, goldene Eierpflaumen ausſehen), ſo wunderbar wie hier.

Noch herrlicher iſt es, wenn man in einer Villa raſtet und dort die Früchte vom Baume pflückt, denn da iſt auch der Anblick ſo einzig: ein großer, dunkellaubiger Orangenbaum, ſchwer von tauſend goldenen Früchten, und ein Neſpolibaum mit langen, ſchwarzgrünen Blättern, zwiſchen denen in dicken Büſcheln die goldigen Eierpflaumen ſitzen; es ſind immer mehr Früchte als Blätter daran. Das iſt ein unvergleichlich ſchönes Bild.

Das Fleckchen Erde, wo wir heute in Korfus Früchten ſchwelgten, war himmliſch: vor uns „das Meer erglänzend weit hinaus", zu unſerer Linken der Kloſterfelſen, gegen die See an dieſer Seite ſenkrecht abſtürzend. Von oben leuchtete die offene Loggia nieder und auf dem Saumpfad an der anderen, grünbewachſenen Seite ſchlängelten ſich noch immer Züge von Männern und Frauen zu Pferd und zu Eſel herab und trabten dann unten auf breiterer Fahrſtraße luſtig weiter.

Auch wir fuhren am wonnevollſten Abend — im wunderſchönen Monat Mai war es — wieder dieſen herrlichſten Weg der Erde zurück zur Stadt, begeiſtert von dem nicht geahnten Zauber des joniſchen Meeres und der maleriſchen, zerklüfteten Felſenküſte von Palão Caſtrizzo.

Bei unſerer ſechſten Korfureiſe machten wir dann ſpäter zufällig wieder dieſes Madonnenfeſt in Paläo Caſtrizzo mit.

Zum Anfang verlief es wie das hier geſchilderte; zum Schluſſe aber kam es anders.

Wir hatten diesmal unſer Frühſtück in der ſchönen, kleinen Loggia eingenommen, die hinter der Kirche auf dem hohen Fels über dem Meere thront und von welcher der Anblick des lianenblauen joniſchen Meeres ſo unvergleichlich iſt.

Hier war es diesmal ſtill und ſchön. Die Männer blieben bei ihrem Lämmerbraten vor der Kirche, die Frauen fehlten.

Wir wollten endlich dieſe ſuchen und ſchritten durch die leere Kirche hinaus in den Kloſterhof. Siehe, da ſtanden die Frauen alle bereits zum Tanze gereiht, zu jenem merkwürdigen, heiligen Tanze, der uns vor zwei Jahren in Aſcenſione ſo entzückt hatte. Sie warteten auf den Fiedler. Wir waren glückſelig, den Tanz noch einmal zu ſehen. Der Fiedler kam endlich, ſtellte ſich mit ſeiner Geige in die Mitte und begann ſeine halb wilden, halb melancholiſchen zigeunerartigen Weiſen zu ſpielen. Der Vortänzer faßte die drei weißen Sacktücher der drei vorderſten Tänzerinnen und der Reigen begann. Es war diesmal eine ſehr lange Reihe von Tänzerinnen. Voran drei ſchöne, junge Mädchen, dann wieder drei und drei, hinter ihnen immer zwei und zwei, bis den Beſchluß eine allerliebſte, etwa zehnjährige Kleine machte. Im langſamen, ſchwebenden Polkaſchritt hüpften ſie dem luſtig ſpringenden, rückwärts tanzenden Vortänzer nach, immer drei Takte vor, dann einen wieder zurück, alle ſich an ihren weißen, ſpitzengarnierten Sacktüchern haltend. Mit

der rechten Hand halten sie das Tuch der Tänzerin vor ihnen, mit der linken Hand, die sie in die Seite stemmen, halten sie das Tuch, das die Tänzerin hinter ihnen fassen muß. Es ist ein merkwürdig schöner, rhythmischer Reigen voll Ruhe und feiner Bewegung. Unermüdlich geht es im Kreise herum, langsam auf und ab hüpfend und schwebend. Dazu sind alle in ihren reichsten und schönsten Sonntagskostümen. Und alle, alle Tänzerinnen senken die Augen.

Ein junger, griechischer Offizier stand neben uns im dichten Gedränge der Zuschauer. Er redete uns in Deutsch an und sagte, so oft er auch diesen Tanz gesehen, immer sei er gleich ergriffen davon, es rühre ihn wie eine heilige Handlung durch diese züchtig gesenkten Augen und dies langsame Schweben auf und nieder. Auch wir empfanden dies und unsere Augen hafteten wie gebannt auf diesem unvergleichlichen Schauspiel. Erst als der Reigen endete und die erschöpften Tänzerinnen auseinander gingen, bestiegen auch wir unseren Wagen zur Heimfahrt.

Eine Landpartie im Regen.

Vier Stunden im Regen gehen, dann zwei Stunden mit durchnäßten Kleidern nach Hauſe fahren, und dann doch ſagen: „Das war die reizendſte, luſtigſte Landpartie, die wir ſeit langer Zeit gemacht haben", nicht wahr, das iſt eine Kunſt?

Das kam ſo.

Wir hatten in der botaniſchen Zeitſchrift einen Aufſatz über den „Ellender Wald" bei Fiſchamend geleſen und daraus erſehen, daß dort eine reiche, intereſſante Flora und überdies eine Unmenge der lieblichen Maiglöckchen zu finden ſind. Der Aufſatz war unterſchrieben von einem Dr. R.

Der Ellender Wald war uns Wienern eine ſo wildfremde Gegend, wie das Innere von Afrika. Wie dahin gelangen?

Unſer botaniſcher Freund Dr. A. wußte Rat. Er zitierte ſich den Dr. R., in dem wir einen ſehr netten, jungen Botaniker kennen lernten, und dieſer verſprach, unſer Führer in den unbekannten Wald zu ſein.

Eines Morgens fuhren wir denn um 7 Uhr von Wien hinaus, meine Nichte W., ich und die beiden Herren Dr. A. und Dr. R.

Bis zum Zentralfriedhof ging es ununterbrochen zwiſchen Häuſern. Erſt waren es Paläſte, dann hohe Zinskaſernen, dann immer niedrigere, kleinere, dürftigere Behauſungen. Endlich ſah man rechts den herrlichen Park des Zentralfriedhofs mit den monumentalen Eingängen und den Tauſenden von Gräbern.

Zur Linken, über ein weites Feld hinüber, erblickten wir ein ausgedehntes, von altersgrauen Mauern eingefaßtes Gebäudeviereck, vielmehr Achteck, alle hundert Schritte überragt von einem grauen, runden Turm mit hohem, ſpitzem Dache. Bäume und hohe Dächer ragten über die Umfaſſungsmauer herüber — man dachte unwillkürlich an Carcaſſonne, das von ferne ſo ähnlich ausſieht. Es iſt dies das ſogenannte „Neugebäude". Warum es ſo heißen mag? Es ſoll von Rudolf II. herſtammen und drinnen hinter den Mauern ſoll ein entzückendes, noch wundervoll eingerichtetes Jagdſchlößchen im Renaiſſanceſtil ſtehen. Die Neuzeit machte die alten Türme zu Pulvermagazinen und jetzt ſpricht man gar davon, daß der altertümliche, maleriſche Komplex raſiert werden und von der Erde verſchwinden ſoll. Wie ſchade!

Von nun an fuhren wir in einer ſchnurgeraden, von Pappeln eingefaßten Landſtraße bis zum Markte Fiſchamend.

Der Himmel, der des Morgens nur ein wenig umnebelt geſchienen, hatte ſich arg getrübt.

Ein Luftballon, den wir über dem Prater aufſteigen ſahen und mit Intereſſe verfolgten, ſchwang ſich höher und höher auf, leider aber nicht zur Sonne; er verſchwand

endlich unſeren Blicken als graues Pünktchen in den noch graueren Wolken. Zu unſerem Schmerz fing es vor Fiſchamend ſogar an zu regnen. Wir meinten, es abwarten zu können und kehrten im großen, ſauberen Gaſthof gleich am Tore ein. Eine bildhübſche, appetitliche Frau Wirtin kredenzte uns friſches Schwechater und bereitete uns eine Eierſpeiſe dazu.

Fiſchamend iſt ein allerliebſter, altertümlicher Markt, in welchen man durch einen mittelalterlichen Torturm einfährt. Die Spitze des Turmes trägt auf ſchlankem Pfeil einen goldenen Fiſch, das Wahrzeichen des ſchönen, klaren, wundervoll grünumbuſchten Flüßchens Fiſcha, an welchem die Stadt liegt und welches hier in die Donau mündet. Daher der Name Fiſchamend.

Die waldigen Auen, die ſich das ſteile Ufer hinunterziehen, verbergen vom Städtchen aus die Donau. Doch als wir nun, wieder auf ſchnurgerader Straße, weiterfuhren, dem Dorfe Ellend zu, ſahen wir ſie oft tief unter uns zwiſchen den hochumbuſchten, maiengrünen Ufern dahinziehen.

Im Dörfchen Ellend ließen wir den Wagen zurück, nahmen aber, da uns Dr. R. ſagte, es gäbe im ganzen Ellender Walde kein Gaſthaus, einen wohlgefüllten Eßkorb mit, den ein kleiner Neuwaldegger Junge trug, der zu dieſem Zweck unſere Fahrt auf dem Bock des Wagens mitgemacht hatte.

Es hörte auf zu regnen, die Fußwanderung begann. Wir waren in fröhlicher Stimmung, denn zwiſchen Fiſchamend und Ellend hatten wir ſchon zwei ſeltene Pflanzen gefunden: das wunderſchöne Linum Austriacum mit den großen, blauen Blüten und die herrliche, dunkle Hesperis tristis, die abends ſo wundervoll duftet.

Wir wanderten über eine Art Heide, kahl und dürr, bis zu einem großen grauen, niederen Gebäude, das wie ein Meierhof aussah. Von hier ging es links in den grünen Wald hinein. Wir waren kaum ein paar Schritte gegangen, als uns ein Jägersmann mit Gewehr und braunem schönen Jagdhund folgte und einholte. Er trat an mich heran und fragte barsch: „Wer hat Ihnen erlaubt, diesen Weg zu betreten? Haben Sie einen Passierschein vom Grafen Traun?"

„Nein," sagte ich erschrocken, und er erwiderte darauf: „In diesem Revier ist es nicht gestattet, spazieren zu gehen." — „Das wußten wir freilich nicht. Wir wollten ein wenig botanisieren; es soll eine Menge seltener Pflanzen hier geben," wandten wir kleinlaut ein.

Der Förster schien ein freundliches Einsehen zu haben. Auf einmal sagte er in ganz anderem Tone: „Nun, ich kann es Ihnen ja heute erlauben, da gerade keine Jagd hier ist. Ich kann Ihnen auch zeigen, wo die meisten Maiglöckchen stehen." — So schritten wir denn voll Freude weiter, der Förster mit uns, und bald in lebhaftem Gespräch über Wald und Bäume mit unserem jungen Botaniker, uns andren voran. Es hatte bereits wieder zu regnen angefangen. Meine Nichte und ich unter unseren Schirmen, die Röcke hoch geschürzt, sahen rechts und links in den Büschen alles weiß von Maiglöckchen, hörten aber bald auf, hineinzukriechen, da wir — um gut wienerisch zu reden — waschelnaß wurden. So nahmen wir denn den Eßkorb, und unser Neuwaldwegger Junge kroch in das Gehölz und pflückte die duftenden Glöckchen. Bald waren der Förster und Dr. R. weit voraus. Der gute A. nur blieb uns nah. Der Weg ging tiefer und tiefer in den Wald hinein. Bald zweigte er rechts, bald links ab. Wir

ſahen die Vordermänner nicht mehr und ſtanden ratlos da. Dr. A. lief voran und kehrte wieder um, um uns die Richtung zu ſagen. So verging eine Stunde. Der Regen ſtrömte herab. Der gute Doktor lief von neuem dem Förſter und Botaniker nach, um ihnen zu melden, wir wollten nun doch umkehren, wir ſeien ſchon zu naß. Er kam mit der Botſchaft zurück, der Förſter laſſe uns ſagen, in zehn Minuten käme ein Jagdhäuschen, in welchem wir unterſtehen, ausruhen und uns trocknen könnten. — Das belebte unſeren Mut. Wir trabten nun weiter, während die ſchweren Tropfen auf unſere Schirme niederknatterten. Als die zehn Minuten um waren — noch lang kein Ende des Waldes! Wieder gingen wir zehn Minuten weiter — ach, noch kein Häuschen! Die zehn Minuten des Förſters waren mindeſtens dreißig Minuten. Dr. A. rannte wieder voraus, links hinein, wo die beiden Schnellläufer verſchwunden waren. Da kam er endlich, ſein Sacktuch als weiße Fahne ſchwingend, zurück und rief: „Wir ſind am Ziel! Ich habe das Haus ſchon geſehen!" Richtig, als auch wir links einbogen, kamen wir bald auf eine Bergwieſe, an deren Seite unter hohen Bäumen das Jagdhäuschen ſtand. In dieſem Augenblick teilten ſich die Wolken. Der blaue Himmel lachte über uns; unter uns aber lag eine Wieſe mit Maiglöckchen wie beſät! Der Förſter öffnete die Hütte, holte mit Hilfe der Herren einen Tiſch und zwei Bänke heraus und ſtellte ſie ſo, daß wir den köſtlichen Maiblumenteppich ſo recht vor Augen hatten. Schnell wurden nun unſere Körbe ausgepackt — W. deckte auf. Wir hatten kleine Teller, Beſtecke und Serviettchen mit. Die Schinkenſemmeln wurden verteilt, kalter Braten, Wurſt, Butterbrote wurden auf Blättern appetitlich aufgelegt, Flaſchen mit öſterreichiſchem und griechiſchem

Wein entkorkt und getafelt. Der Förſter wurde ſelbſtverſtändlich eingeladen, an dem Mahle teilzunehmen, was er fröhlich annahm. Er wurde überhaupt immer liebenswürdiger. Der Wein und die Sonne machten uns alle trotz naſſer Kleider ſehr fröhlich. Wir toaſteten, ſtießen an, ſchloſſen völlig Freundſchaft. Der Neuwaldegger Junge aß und trank und ſang mit uns, zuletzt bekam auch des Förſters ſchöner brauner Jagdhund ſeinen Teil.

Oh, wie ſtill und einſam und ſchön war es da oben in dem weltfernen Lande! — Als wir uns endlich rüſteten, wieder bergab zu gehen (wir waren bis zu der Hütte auf dem Plateau eines Hügels allmählich geſtiegen), meinten wir, der Förſter werde jetzt ſeinen Inſpizierungsgang im Walde weiter fortſetzen, und baten ihn, uns anzugeben, wie wir nun nach unten kämen, da gar ſo viele Wege kreuz und quer liefen. „Ah, ich laſſe Sie nicht allein hinabgehen! Sie würden ſich verirren. Ich begleite Sie und führe Sie einen anderen, noch ſchöneren Weg.“ Richtig kamen wir bald aus dem Wald hinaus ins Freie auf ein Hochplateau, mit ſchönſter Ausſicht über Bruck, Petronell (Carnuntum), Hainburg und viele, viele Dörfer in der weiten Ebene an der blauen, dort in ſchönen Windungen dahinziehenden Donau, wo vor mehr als zweitauſend Jahren die große militäriſche Niederlaſſung der Römer geweſen, und Carnuntum, das einſtige Hauptlager, heute eine Fundgrube intereſſanter römiſcher Geräte, Waffen und Kunſtwerke iſt.

Kaum hatten wir die herrliche Ausſicht eine Weile genoſſen, ſo ſchloß ſich das Wolkentor von neuem. Schwarz zog es daher und fing wieder an zu regnen. So ging es nun anderthalb Stunden ſanft abwärts, und zum zweiten Male naß, kamen wir am Ausgang des Waldes

bei dem grauen Hauſe an, das wir im Herwege ſchon geſehen hatten.

„Nun müſſen Sie noch mit zu mir gehen und meine Frau und Kinder kennen lernen," ſagte der Förſter, „dort iſt mein Haus." — Ob die Frau auch ſo ſchön iſt wie der Mann, dachte ich und ſah mit Vergnügen die ſtattliche Geſtalt, das männliche, ſchön gebräunte Antlitz des guten Förſters an, aus dem zwei warmblickende blaue Augen leuchteten.

Wir traten durch den Garten in einen großen Hof mit Raſen und Blumenbeeten. Die Rückſeite des grauen Hauſes hatte eine lange, weiße Bogenhalle, von Schlingpflanzen umſponnen, und der Eingangstür gegenüber waren Tiſch und Sitze unter uralten Lindenbäumen.

Uns aber trieb der Regen in des Förſters behagliche, ſaubere, ſehr ſchön, faſt luxuriös eingerichtete Wohnung. Die drei herzigen Buben in Steirertracht wurden uns vorgeführt, und dann trat die Mutter ein, das Kleinſte auf dem Arm.

War das eine reizende Frau Förſterin! Jung und kräftig, mit den Farben der Geſundheit und Schönheit, purpurnem, lachendem Mund, prächtigen Zähnen, roſigen Wangen und Augen wie ſchwarze Kirſchen — kurz, blühendes Leben. Hier muß das Glück daheim ſein, dachte man unwillkürlich. Menſchen, die ſich lieben und geſund des Lebens freuen.

Abermals gab es hier eine Niederlaſſung. Doch der Abend war da; wir mußten ſcheiden. Dankerfüllt ſchüttelten wir den lieben Menſchen die Hand und wollten nun über die Heide zum Dorf, zu unſerem Wagen. Der Förſter ließ es ſich nicht nehmen, uns zu begleiten. Wir proteſtierten wegen des Regens, es half nichts. Wir er-

wähnten, daß wir gleich Fischamend zufahren würden, weil man in dem verfallenen, häßlichen Gasthaus zu Ellend unmöglich etwas zum Abendbrot bekommen könnte. „Da gibt es aber gerade etwas sehr Gutes," sagte der Förster, „einen köstlichen ungarischen Wein; auch ist eine ganz nette Stube da."

In der fröhlichen Stimmung, in der wir waren, sagte ich zu den Herren: „Ja, wenn das so ist, den guten Wein, den müssen wir dann noch kosten, und der Herr Förster muß ein Glas mit uns trinken." Gesagt, getan. Richtig, hinter den verfallenen Wänden gab es eine hübsch saubere, weiß getünchte Wirtsstube mit geschnitzten Bauernmöbeln, und eine saubere, blonde Frau Wirtin setzte uns sofort zwei Krüge des berühmten Tropfens auf den Tisch. Er war in der Tat köstlich. Ein Krüglein nach dem anderen leerte sich. Dr. A. und der Förster unterhielten sich und uns über Carnuntum, die Ausgrabungen und den Ursprung des Namens „Maria Ellend". Der Förster war in allem zu Hause und wußte überall Bescheid.

Er belehrte uns, daß dies Dörfchen mit dem Wallfahrtskirchlein einst, weil an dieser Stelle die Schiffe anlanden konnten wegen des angeschwemmten Sandes, „Maria Anland" geheißen habe, und der Volksmund erst nach und nach aus Anland „Eiland" und endlich „Elend" gemacht habe.

Wir bemerkten, daß der Förster der Wirtin etwas leise sagte. Er ließ seine Freunde, den Pfarrer und den Schullehrer, rufen.

Bald darauf traten beide, der Herr Lehrer und der Herr Pfarrer, ein; beide jung und beide mit runden, frischen Vollmondgesichtern: der Herr Pfarrer sehr hübsch dabei, der Herr Schullehrer etwas an Fallstaff erinnernd. Wir bemerkten den Herren, nach ihrem vortrefflichen

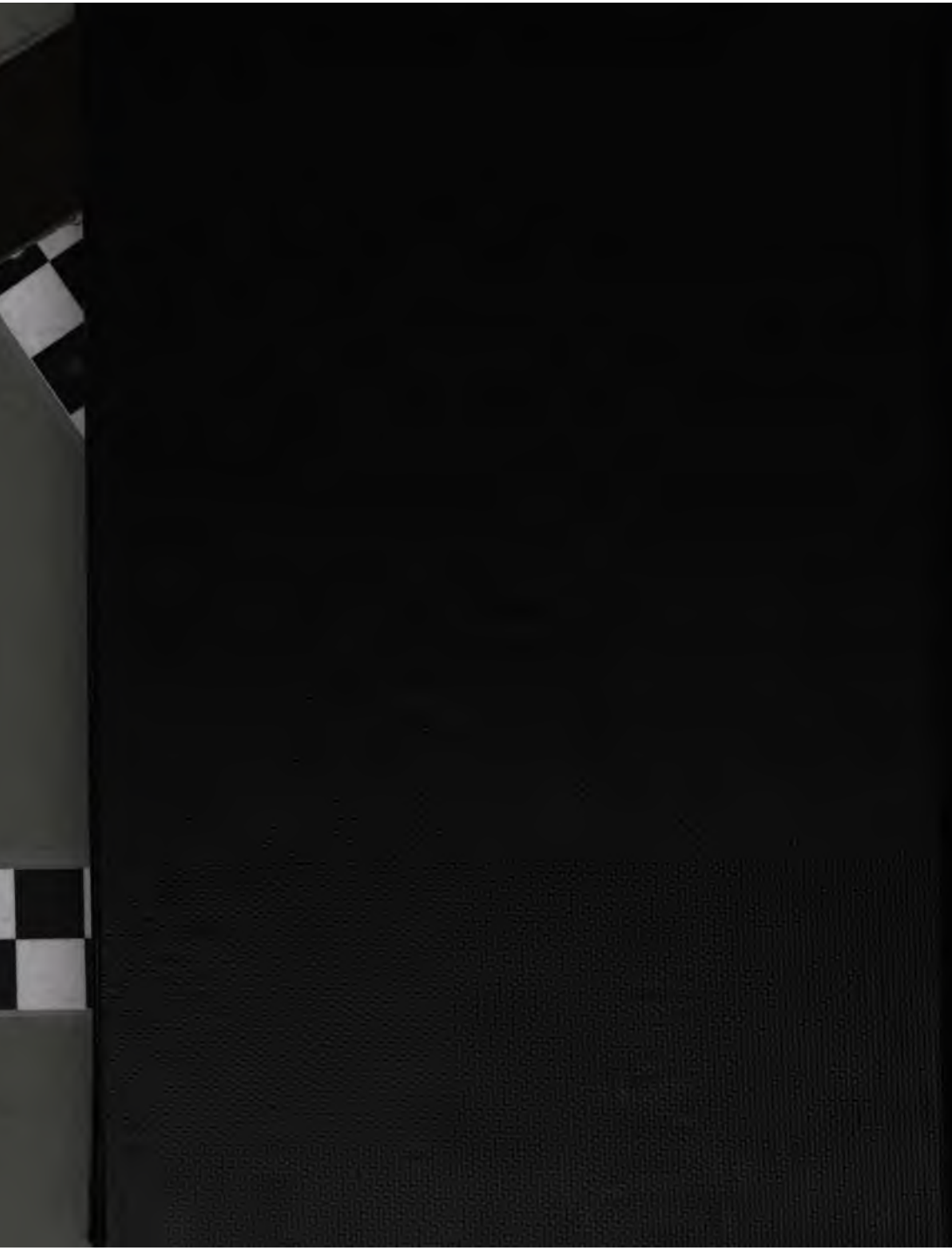
Aussehen müßte es sich im Dorfe Elend ganz gut leben lassen, was sie lachend zugaben. Nun ging es an ein neues Trinken und Anstoßen. Die Stimmung wurde immer animierter. Endlich hieß es aber doch: Wir müssen aufbrechen, es dunkelt, wir haben zwei Stunden Fahrt bis Neuwaldegg.

„Ach, noch eine Viertelstunde!" bat der Förster. Dr. A. sah mich an. Ich nickte. „Gut, noch eine Viertelstunde." Die Uhr verschwand. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter. Schullehrer und Pfarrer, der eine Botaniker, der andere Etymologe, waren ebenso unterrichtet und nett wie er — der Held unseres Tages. Dr. A. zog die Uhr heraus — die Viertelstunde war um. „Noch zehn Minuten!" bat der Förster. „Gut! 10 Minuten." Als diese um waren, bettelte er noch um fünf, zuletzt um eine Minute. Unter schallendem Gelächter ward auch diese noch gewährt. Ich glaube, wir waren alle tipsy.

Als wir endlich — endlich schieden, geschah es unter lauten Grüßen, Händeschütteln und Wünschen: Nächstes Jahr auf Wiedersehen! Es war ganz wunderhübsch gewesen! — Vier Stunden im Regen marschiert, und dennoch eine unvergeßliche Landpartie!!

289ST BR1
53-005-00
4690
GBC

Stanford University Libraries
3 6105 005 516 062

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE